

CA' SPADA

EINE
TRAGÖDIE
AUS DEM ALTEN UND EIN MYSTERIUM
AUS DEM MODERNEN VENEDIG

von

E. von Adlersfeld-Ballestrem

Ca' Spada.

Ca' Spada.

Eine Tragödie aus dem alten und ein Mysterium aus dem modernen Venedig

von

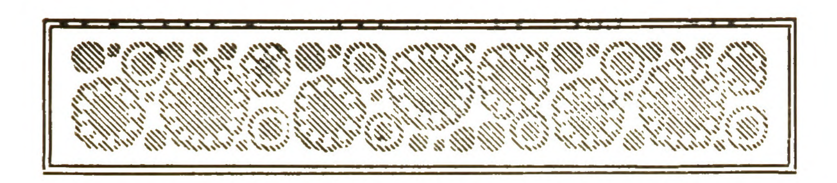
E. von Adlersfeld-Ballestrem.

Siebente Auflage.

Berlin 1922.
Verlag „Berlin-Wien".
Spielmeyer & Wenzel.

Berlin 1922.

Buchdruckerei Hellmuth Dietzsch & Co., Schwerin i. M.



„Eine Tragödie aus dem alten und ein Mysterium aus dem modernen Venedig".

Das ist ein Titel, schwer zu verstehen, schwer zusammenzureimen durch den Abstand der Zeiten, — aber paradox und unbegreiflich wie es klingen mag, muß ich doch fest an ihm halten trotz aller Bedenken denkender Leser, denn wenn je ein Titel präzis den Inhalt einer Geschichte angedeutet hat, so ist's der obige, der damit eine allerdings etwas altmodische und bei den „Modernsten" stark in Verruf stehende literarische Anforderung erfüllt.

Nicht, daß ich mich überhaupt als Schriftstellerin von Beruf damit einführen will, Gott bewahre. Ich ergreife die Feder nur auf den besonderen Wunsch meines Gatten, um als Chronistin die seltsame Begebenheit zu schildern, in der ein Drama aus Venedigs alten, längst verklungenen Tagen geheimnisvoll und unerklärlich hinübergreift in das moderne Leben. Als Chronist, ja; also als ein Berichterstatter, der nichts anderes zu schildern hat, als Tatsachen, — keine Reflexionen, keine Erklärungen versucht, beeinflußt weder vom Okkultismus noch dessen Antipoden, der Aufklärung, — Tatsachen, die einem jeden freistehen zu glauben oder nicht zu glauben.

Freilich, den Anhängern und Gläubigen der vierten Dimension wird meine Schilderung Wasser auf ihre Mühle sein, aber ich erkläre für mein Teil von vornherein feierlichst, daß ich zu dieser Gemeinde nicht gehöre, nie gehört habe und trotz allem auch nicht gehören werde. Daß es darum wirklich „mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt", habe ich nie geleugnet, und was ich in

der Ca' Spada erlebt, wird wohl schwerlich eine befriedigende Erklärung finden, es sei denn die Erweiterung unserer Erkenntnis, „daß all unser Wissen Stückwerk ist".

Doch nun zur Sache, und dazu gehören zunächst ein paar Worte über mich selbst. Ich heiße, oder vielmehr ich hieß damals Ruth, Freiin von Geroldsau, war der letzte Sproß eines alten, aber verarmten deutschen Adelsgeschlechts und gehörte als Waise obendrein zu der beneidenswerten Schar jener armen weiblichen Wesen, die ihr Dasein kümmerlich als Stütze der Hausfrau, Gesellschafterin und ähnlichen Packesel-Stellungen fristen müssen. Mir war's damit noch gar nicht einmal so schlecht gegangen, als vielen anderen, denn ich hatte das Glück, immer gute, liebe und verständnisreiche Leute zu finden, die mir als Aequivalent für meine Leistungen wenigstens das Recht zustanden, ein Mensch zu sein und nicht nur eine Maschine. Es gibt also wirklich noch solche Leute, man mag dagegen sagen, was man will.

Alle guten Dinge sind drei, heißt es im Sprichwort, und so hatte ich denn, bevor diese Geschichte sich ereignete, schon drei solcher freundlicher Erfahrungen im Kampfe ums Dasein hinter mir. Ich hatte zum ersten geholfen, einer lieben holden Braut die Aussteuer und Hochzeit zu rüsten; ich hatte dann eine freundliche Dame nach Amerika begleitet (mit freier Rückfahrt) und zuletzt einer engelhaft geduldigen Kranken einen Winter durch in Montreux Gesellschaft geleistet. Leider war die Arme beim Erwachen des Frühlings dort gestorben, und nun mußte ich mich zum viertenmale nach einem Dach über meinem Haupte umsehen. Da ich in Gestalt einer minimalen Stiftspfründe aber einen Notgroschen besaß und mir auch schon ein paar Kröten aus meinen drei Gehältern erspart hatte, so brauchte ich nicht nach der ersten besten sich bietenden Stelle zu haschen, sondern konnte mir den Luxus einer limitierten, engeren Wahl gönnen.

In dem Stellenvermittlungsbureau, das mich bisher „plaziert" hatte, besaß ich einen guten Freund, der

meinem seligen Vater manches zu danken und das sogar nicht vergessen hatte, als ihm die Tochter seines ehemaligen Vorgesetzten als Stellungsuchende wieder vor die Augen trat. An diese dankbare Seele wendete ich mich nun zum viertenmale und erhielt umgehend von ihm die Nachricht, respektive die „vertrauliche Anfrage", ob ich eventuell nach Italien gehen würde. Die Firma hätte dort einen „prima Posten" zu besetzen und da sie meinen Namen aus den „feinsten Referenzen" zu unterstützen in der Lage wäre, so würde man mir diese Stelle offen halten. Telegraphische Antwort umgehend erbeten.

Es handelte sich um eine deutsche Vorleserin aus adeligem Hause für eine Dame der hohen italienischen Aristokratie, und die Chance war eine von denen, die nicht zweimal im Laufe von zehn Jahren sich wiederholt, — das Salair nicht nur höchst anständig, sondern sogar unbegreiflich hoch.

Ja, warum sollte ich nicht? Auf nach Italien, dem Lande meiner Sehnsucht, meiner stillen Träume! Die Sache schien mir so verlockend, daß ich umgehend meine Zusage telegraphierte, trotzdem es weiser gewesen wäre, sich zu erkundigen, wohin, wie und warum. Aber „meine Firma" schien mir eine genügende Garantie und ich hatte vorher immer Glück gehabt, und schließlich war's doch egal, wie der Ort hieß.

Lange war ich nicht im Ungewissen, denn ich erhielt umgehend von der Firma einen Vertrag zur Unterschrift zugesandt, der mich auf der Grundlage einer gegenseitigen monatlichen Kündigungsfrist als Vorleserin und Gesellschafterin bei der verwitweten Marchesa della Spada geb. Donna Ottavia di Roccasanta verpflichtete. Ein gleichzeitig mitfolgender Brief des Geschäftsführers der Marchesa belehrte mich, daß diese zumeist eine Villa in Florenz bewohne, sich aber momentan in Wien bei ihrer dort vermählten Tochter aufhalte und zur Vervollkommnung der deutschen Sprache eine Vorleserin mit besonders reinem, dialektfreiem Accent suche. Da die Marchesa aber wünsche, von ihrer Vorleserin in Gesellschaften und sonst anderwärts begleitet zu werden, so

hätte sie in Anbetracht der dadurch erhöhten Ansprüche an Toilette das Salair entsprechend bemessen. Die Marchesa würde sich freuen, wenn ich an dem und dem Tage in einem näher bezeichneten Hotel in Triest mit ihr zusammentreffen könnte; sie käme von Wien und würde mit mir direkt nach Florenz gehen, um dort noch einiges für den Sommeraufenthalt am Meeresstrande zu ordnen und zu besorgen.

Ich erklärte mich natürlich mit allem einverstanden, hielt eine Parade über meine sehr beschränkte aber anständige Garderobe ab, ergänzte diese durch ein neues à deux mains gearbeitetes Schwarzseidenes und ein paar hübsche Blusen, mit denen man den Kohl immer fett machen kann, wie jede Dame weiß, machte in einem Ausverkauf noch eine gute Errungenschaft an dem „fressenden Kapital", so man Handschuhe nennt, und traf am bestimmten Tage glücklich in Triest ein.

Wer aber beschreibt meinen Schrecken, als mir bei meinem Eintritt in das bestimmte Hotel gesagt wurde, daß die Marchesa nicht da sei und auch nicht erwartet würde! Da stand ich allein und ohne eine Seele in der wildfremden Stadt zu kennen in dem teuren Hotel und hatte nicht übel Lust, die Tränen der Enttäuschung, die mir heiß emporquollen, rettungslos aus meinen Augen stürzen zu lassen. Und wer weiß, was ich Dummes getan hätte, wenn in diesem Moment tiefster Niedergeschlagenheit nicht ein pikfein gekleideter Diener in das Hotel getreten wäre, der den noch vor mir stehenden und mich mißtrauisch betrachtenden Portier auf italienisch fragte:

„Bitte, ist vielleicht hier eine Signorina Dscherols—au — eingetroffen?"

„Das bin ich," rief ich lebhaft, meinen Namen selbst in dieser Verballhornung wiedererkennend. „Haben Sie vielleicht eine Botschaft für mich von der Marchesa della Spada?"

Der ältere, sehr Vertrauen erweckende Diener verbeugte sich tief vor mir und reichte mir statt aller Antwort einen Brief, den ich erfreut entgegennahm. Hastig riß ich das Couvert vom dicksten Elfenbeinpapier mit dem in

Lila und Silber wundervoll geprägten Monogramm auf und überflog den deutsch mit lateinischen Buchstaben geschriebenen Inhalt:

„Liebes Fräulein von Geroldsau," schrieb die Marchesa, „infolge der plötzlichen Erkrankung meiner Tochter, der Fürstin X., die sogleich einen bedrohlichen Charakter annahm, bin ich leider außer Stande, mit Ihnen in Triest zusammen zu treffen und muß Sie nun bitten, mich in unserem Hause in Venedig zu erwarten, wohin mein Kammerdiener Luigi, der Ueberbringer dieser Zeilen, beauftragt ist, Sie zu führen. Das Haus war freilich lange nicht bewohnt, so daß ich Sie bitten muß, alle die Unvollkommenheiten zu entschuldigen, die Sie dort wahrscheinlich finden werden. Aber ich halte mich einerseits nicht für berechtigt, Sie hierher nachkommen zu lassen, da die Krankheit meiner Tochter infektiös zu werden scheint und ich Ihre Gesundheit dieser Probe nicht aussetzen darf, — andererseits will ich Sie auch nicht allein in einem Hotel auf mich warten lassen und denke daher, daß dies am besten in unserem eigenen Hause in Venedig geschieht. Bitte, suchen Sie sich dort die Ihnen konvenierenden Zimmer aus — im übrigen steht das ganze Haus völlig zu Ihrer Verfügung. Sie werden sicher darin manches finden, das Ihnen über die Einsamkeit der Stunden angenehm hinweghilft. Der Verwalter ist angewiesen, alle Ihre Wünsche zu erfüllen. Auf eine baldige Begegnung hofft Ihre

Ottavia della Spada."

Mit einem Seufzer der Erleichterung faltete ich den Brief wieder zusammen: welch gütiger, rücksichtsvoller Frau hatte mich da mein gutes Geschick wieder zugeführt! Mit welchem Verständnis für m e i n e Situation kam sie mir entgegen und für welch feinen Takt sprach schon der Umstand, daß sie die Sache nicht telegraphisch mit mir abmachte und mich einfach nach Venedig kommandierte, sondern mir ihren eigenen Diener sandte, um mich von ihm dahin geleiten zu lassen. Und wenn dabei auch echt italienische Schicklichkeitsbegriffe mitsprachen — die Güte blieb doch das Leitmotiv.

„Wann befiehlt die Frau Marchesa, daß ich nach Venedig abreise?“ fragte ich den Diener.

„Eccellenza haben nichts befohlen,“ erwiderte Luigi, seine Uhr ziehend. „Um zwei Uhr geht aber der Eilzug, Signorina, den ich gehorsamst als den besten zur Abreise empfehlen möchte. Es ist jetzt eben zwölf Uhr vorbei und wenn Signorina eine collazione einzunehmen wünschen, so haben Frau Marchesa eine solche zu servieren befohlen.“

Für dieses Arrangement war ich nun sehr empfänglich. Die Nachtfahrt nebst vorhergehender Tagfahrt von Montreux nach Triest lag mir noch schwer in den Gliedern und von einem Frühstück war bisher ohnehin nicht die Rede gewesen. Ich ließ mich daher willig genug in einen der kleinen Säle führen, nahm gern vor dem zierlich und elegant gedeckten Tisch zu einem Couvert Platz und verzehrte mit Genuß die „collazione“, die eigentlich ein kleines Diner war, hervorragend gut gekocht und ebenso reizend wie appetitlich serviert. Nachdem ich mich also gestärkt und zum nachfolgenden Mocca noch die neuesten Zeitungen gelesen, brachte Luigi mich im Hotel-Landauer zur Bahn, „verlud“ mich gewissenhaft in ein Coupee erster Klasse und dahin sauste der Eilzug mit mir, dem Ziel meiner stillen Sehnsucht, Venedig entgegen, vorbei an dem steingewordenen Traum eines Kaisers, Schloß Miramare, weiter, weiter, bis die Gestade der Adria wieder den Blicken entschwanden, durch blühende Landschaften dahin in unaufhaltsamer Eile.

Venedig! Mein Herz klopfte bei dem Gedanken, daß ich Venedig sehen solle, für das ich eine leidenschaftliche, sehnsüchtige Vorliebe hegte. Ueber Venedig hatte ich gelesen, was es zu lesen gab an geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Werken, an Chroniken, Romanen und Sagen; ich hatte mir Bilder gesammelt, o, eine ganze Mappe voll von Ansichten der Wunderstadt und ihren Kunstschätzen, und wenn ich geneigt war, einmal ganz ungebunden zu träumen mit offenen Augen, dann sah ich mich als Dogaressa durch die goldstarrenden

Gemächer des Dogenpalastes rauschen oder als Herrin durch einen der alten, wundervollen Paläste am Kanal Grande schweben oder nachts tiefverschleiert in schwarzer Gondel durch die Wasserstraßen der Stadt huschen. Wenn ich aber Luftschlösser baute — und wer in der Welt hat sich noch niemals bei Versuchen in diesem Fache der Architektur ertappt, — dann war's sicher ein Palast in Venedig, in welchem sich meine Ideen von künftigem Glück und künftiger Größe konzentrierten und wieder zerrannen.

Und nun sollte ich unverhofft, durch eine zufällige Verkettung von Ereignissen nach Venedig gelangen! „Unser Haus" hatte die Marchesa in ihrem Briefe den Ort meiner Bestimmung genannt und ich brannte darauf, mehr darüber zu erfahren. Aber von wem? Im Hotel zu Triest hatte mich ein Kellner bedient, der Aufenthalt auf dem Bahnhofe war zu kurz gewesen, und ich hatte also noch gar keine Gelegenheit gehabt, einige Fragen an Luigi zu richten, der in einem Abteil zweiter Klasse im Zuge saß. Der Aufenthalt in Görz, der ehemaligen Residenz der einst so mächtigen, gefürchteten Grafen gleichen Namens, war nur ein ganz kurzer, das Gedränge auf der Grenzstation Udine fürchterlich und Luigi erschien nur, um mein Handgepäck nach dem Revisionssaal des Zollamtes zu tragen und im letzten Augenblick wiederzubringen. In Treviso war aber dann ein längerer Aufenthalt und der sehr aufmerksame Luigi brachte mir eine Platte mit köstlichen Früchten und feinem Gebäck ins Coupé? — eine angenehme Erfrischung.

„Die Frau Marchesa haben befohlen, so für die Signorina zu sorgen, als ob Eccellenza es selbst wären," sagte er mit strahlendem Gesicht auf meinen sehr freundlichen Dank.

„Sie sind schon lange bei der Frau Marchesa?" fragte ich.

„Ich habe die Ehre, der Milchbruder von Eccellenza zu sein und bin in ihrem Dienst, seit sie vermählt ist," war die stolze, ja fast feierliche Erwiderung, aus der ich

noch etwas anderes erfuhr, nämlich das ungefähre Alter meiner Brotherrin.

„Welch' schönes Gefühl muß Ihnen Ihre treue Anhänglichkeit an Ihre Herrin sein," sagte ich freundlich und habe mir mit den paar Worten sicherlich ein Stückchen vom Herzen dieses treuen Dieners gewonnen, denn er sah mich dankbar mit stolzem Lächeln an. „Es war sehr gütig von der Frau Marchesa," fuhr ich fort, „Sie den weiten Weg von Wien meinetwegen herzusenden. Ich freue mich sehr auf Venedig, so leid mir die Ursache tut, wegen der ich es sehen soll. Liegt das Haus der Frau Marchesa am Kanal Grande?"

„Die Casa Spada — venetianisch Ca' Spada genannt, liegt am Rio di San Polo, aber unweit des Canal Grande und ist nächst dem Dogenpalast wohl der größte Palazzo in Venedig," erklärte Luigi nicht ohne eine gewisse respektvolle Betonung des „Palazzo". „Signorina wissen wohl, daß die della Spada zu den ältesten Patriziergeschlechtern Venedigs gehören und die Ca' Spada ihr Stammhaus ist."

Das hatte ich natürlich nicht gewußt, wie meine Kenntnis der Familie sich überhaupt nur auf die Person meiner Brotherrin und ihrer Tochter erstreckte. Das sagte ich auch offen und fragte, ob die Frau Marchesa oft in Venedig weilte. Doch ehe ich noch eine Antwort hierauf erhalten konnte, wurden wir durch zwei Damen unterbrochen, welche in mein Coupé einstiegen und wohl Bekannte der Marchesa sein mußten; denn sie redeten Luigi gleich an und fragten tausend und drei Fragen über seine Herrin mit einer Lebhaftigkeit, die genugsam den Süden verriet und die den Gefragten überdies gar nicht zu einer Antwort kommen ließ. Das Signal zur Abfahrt tönte übrigens bald, und als Luigi mir die Platte daraufhin abnahm und sich damit entfernte, da stürzten sich die beiden Zungenfertigen auf mich als auf das nächsterreichbare Opfer ihrer scheinbar schrankenlosen Neugierde.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie anzureden, Madame," be-

gann die Aeltere, oder die ich dafür hielt, „aber da wir den Kammerdiener der Marchesa della Spada in Ihrem Gefolge sehen, gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir vermuten, daß Sie die Nichte der Marchesa, Donna Laura Roccasanta sind!"

„Pardon," erwiderte ich verbindlich, „daß ich Sie enttäuschen muß. Ich bin nämlich nur die deutsche Vorleserin der Marchesa."

„Dio mio! Und sind Sie dessen sicher?" war die vor Verlegenheit höchst törichte Entgegnung.

„Ganz sicher!" sagte ich höchst belustigt.

Pause. Dann Räuspern, als Signal zu einer neuen Attacke.

„Sie wollen in Venedig zweifellos die Rückkehr der Marchesa aus Wien erwarten?"

„Zweifellos!" konnte ich diese Folgerung nur bestätigen.

„Natürlich!" wurde das mit Enthusiasmus aufgegriffen. „Werden Sie im Grand-Hotel oder bei Danieli logieren???"

„In keinem von beiden. Ich werde in der Casa Spada wohnen."

Die beiden neugierigen Damen sahen sich an und machten ganz fassungslose Gesichter.

„In der Ca' Spada?" wiederholten sie sotto voce, aber unisono.

„Ja. Finden Sie darin etwas Merkwürdiges?" fragte ich lächelnd.

„O nein — ja — nein — das heißt," überstürzten sich beide widersprechend, und dann überschrie eine die andere: „Und die Marchesa kommt dann auch tatsächlich, t a t—s ä ch—l i ch in die Ca' Spada?"

„Ja, das ist mehr, als ich mit gutem Gewissen beantworten kann, das weiß ich nicht," war ich genötigt, einzugestehen.

„Ah — —!!!" es war ein doppelter Ausruf des Triumphes, den beide Damen ausstießen, indem sie sich bezeichnend ansahen und ausdrucksvoll nickten. „Nein, natürlich werden Sie mit der Marchesa anderswo wieder

zusammentreffen, zum Beispiel in Nabresina oder vielleicht erst in Florenz wieder — ja, jedenfalls erst in Florenz!"

Jetzt machte i c h aber große Augen.

„Meinen Sie?" konnte ich um die Welt nicht umhin zu fragen. „Ja, aber warum sollte denn die Marchesa n i c h t in die Casa Spada kommen, wenn es doch ihr Haus ist?"

Beide Damen schlugen die Hände zusammen und warfen einen Blick nach oben, wahrscheinlich um den Himmel zum Zeugen meiner Dummheit anzurufen.

„Die Marchesa betritt n i e m a l s die Ca' Spada", sagte die Ältere. Dann sotto voce, als wenn's die anderen, die nicht da waren, nicht hören sollten: „Sehen Sie, meine liebe Signora, — Sie sind wohl noch zu kurze Zeit bei der Marchesa, um deren Eigentümlichkeiten und die der Familie zu kennen, nicht wahr? Aber wir, wir kennen die della Spada und ihren Stammsitz — wir sind Venezianerinnen, wir, ecco là!"

„Ich verstehe," behauptete ich, trotzdem ich gar nichts verstand. „Der Palast ist dadurch, daß er nicht mehr bewohnt wird, vernachlässigt, sein Ameublement entspricht nicht mehr den modernen Anforderungen des Komforts, er ist in Unordnung geraten, vielleicht auch feucht —"

„Feucht! Ein venezianisches Haus feucht!" fielen meine beiden Mitreisenden mir entrüstet ins Wort. „Signora, Sie kennen Venedig nicht, sonst würden Sie das Wort „feucht" nicht gebraucht haben. Aber natürlich, die Fremden glauben, die venezianischen Häuser müssen feucht sein, weil sie ins Wasser gebaut sind! In Venedig gibt's keine feuchten Häuser und keinen Ruß und Rauch in Küchen und Zimmern. Und die Ca' Spada vernachlässigt! Ich gebe gern zu, daß der Dogenpalast heutzutage ungemütlich ist zum Bewohnen, aber in die Ca' Spada kann unangesagt jede Stunde ein König einziehen und wird nichts darin an Komfort vermissen!"

„O, also dann bekommt der Marchesa wahrscheinlich das Klima in Venedig nicht," erwiderte ich ruhig auf

diese Tirade, aber neugierig war ich doch nachgerade geworden.

„Das venezianische Klima ist über jede Verdächtigung bezüglich seiner Bekömmlichkeit erhaben. Kein Ort der Welt ist gesünder als Venedig,“ wurde mein Vorschlag prompt abgewiesen.

„Gewiß,“ beeilte ich mich zuzustimmen. „Indes, die Naturen sind ja aber so sehr verschieden, und was dem einen bekommt, ist dem andern schädlich. Man sagt, daß Venedig für Neurastheniker zum Beispiel nicht der geeignete Aufenthalt ist.“

„Ja — ja — das ist richtig — aber die Marchesa della Spada ist nicht nervenleidend!“

„Nun,“ meinte ich resigniert, „so wird sie wohl einen anderen Grund haben, ihr Haus in Venedig nicht zu bewohnen. Sie scheint diesen Grund übrigens mit der ganzen Familie zu teilen.“

„Ganz richtig,“ wurde mir mit Befriedigung bestätigt. „Da aber das ganze Haus della Spada nur mehr auf sechs Augen steht — die Marchesa, ihre Tochter, die Fürstin X. X., wissen Sie, und der jetzige Marchese, ihr Sohn, — so hat die Casa alle Aussicht mit der Zeit zu verfallen, wenn sie auch jetzt noch mit peinlichster Sorgfalt in Ordnung erhalten wird. Vielleicht, daß die künftige Familie des Marchese sich mehr dafür interessiert! Aber vorläufig freilich ist der Marchese noch nicht einmal verlobt und scheint auch keine Eile zu haben, sich zu vermählen, um den uralten Stamm fortzupflanzen, und sollte er wirklich noch eine Gattin wählen — dio mio, er ist schon Mitte der Dreißig und zieht sich scheu von jeder Dame zurück — so würde es doch nicht lange dauern, und auch die arme junge Frau würde den Palast fliehen, wie die anderen.“

„Warum?“ fragte ich scheinbar unbefangen, aber doch aufs höchste gespannt.

„Weil — nun, weil —“ Die Damen sahen sich an, zuckten die Achseln und setzten hinzu:

„Dio mio, ganz Venedig kennt die Ursache und jeder Gondoliere, jeder Facchino wird Ihnen dort erzählen, daß es in der Ca' Spada — umgeht!"

Also das war das große Geheimnis! Ich sah mein Visavis einen Moment ganz verblüfft an, und dann lachte ich hell heraus.

„Und daran glaubt die ganze Familie?" fragte ich sehr ergötzt.

„Ja, wie wäre es denn möglich, an so etwas nicht zu glauben?" war die in ehrlichstem Staunen zurückgegebene Frage.

„Nun, weil es keine Gespenster gibt und was man dafür hält, meist doch sehr erklärliche und gar nicht unheimliche Ursachen hat," erlaubte ich mir zu erwidern, was mir einen Doppelblick ungeheuchelten Entsetzens eintrug.

„Ja, man weiß, daß die Deutschen sehr skeptisch sind," begann die Aeltere nach einer tiefen und ausdrucksvollen Pause. „Eine Rasse von Zweiflern."

„Nicht durchweg," beeilte ich mich zu versichern. „Ich habe eine Unmasse von Verwandten und Bekannten, die auf allerlei Gespenster schwören, insbesondere auf gewisse Spukhäuser und Spukzimmer. Jedenfalls bin ich eine bei Gespenstern unbeliebte Persönlichkeit, denn ich habe schon wiederholt in solchen verrufenen Räumen geschlafen, ohne auch nur das mindeste Uebernatürliche darin gesehen oder gehört zu haben. Ist es erlaubt zu fragen, welche Sorte von Gespenst die Ca' Spada durch seine Gegenwart derart auszeichnet, daß eine ganze Familie sich daraus vertreiben läßt?"

Ein jedenfalls sehr vielsagend sein sollendes, aber mir höchst nichtssagend erscheinendes Achselzucken war die Antwort.

„Man hört so allerlei darüber," wurde dann nach einigem Zögern hinzugefügt. „Die Familie selbst ist sehr zurückhaltend in ihren Mitteilungen, um nicht zu sagen, direkt unzugänglich. Kommt man darauf zu sprechen, so brechen sie kurz ab und bringen das Gespräch auf ein

anderes Thema. Aber man hört trotzdem so manches — von Gästen aus jenen Tagen, da man noch Gäste in die Ca' Spada einlud, — dann von den Dienstboten —"

„Sehr glaubwürdige Zeugen," warf ich ein.

„Gewiß," wurde mir ganz harmlos zugestimmt, trotzdem ich eigentlich das Gegenteil gemeint. „Von den Gästen hat es manche vertrieben und von den Dienstboten viele, nur der alte Majordomo, dessen Eltern und Ahnen schon dem Hause Spada gedient, hält es dort mit seiner Familie aus.

„Vielleicht steht er in näherer Beziehung zu den Gespenstern," konnte ich mich nicht enthalten, einzuwerfen.

„Der Majordomo? Aber ich bitte Sie — Geister aus dem Hause Spada sind es doch, die in dem Palaste umgehen," war die entrüstete Antwort einerseits, während der andere Teil berichtigend hinzufügte: „Soviel ich gehört, ist es nur ein Geist und immer der nämliche, der seit geraumen Zeiten die Casa bewohnt und immer unter der nämlichen Gestalt sichtbar ist."

Das war ja alles höchst interessant zu erfahren, weil es meiner Residenz in spe ein sehr romantisches Relief verlieh, aber da ich Gespenstern gegenüber absolut unempfindlich war, so regte es mich auch weiter nicht auf. Im Gegenteil, in meiner Seele keimte der schwarze Verdacht, daß irgend jemand in der Ca' Spada — wahrscheinlich der erwähnte Erb-Haushofmeister — ein Interesse daran hatte, das Terrain für sich allein zu behalten und die echt italienische Hinneigung zum Geisterglauben benutzend, zu diesem Ende höchstselbst „Gespenst" spielte. Mich ging das Gottlob auf keinen Fall etwas an, — ich sollte ja dort nur auf den Zeitpunkt meiner wahrscheinlich baldigen Abrufung warten, und ich war viel zu froh darüber, ein paar Tage in einem echten, venezianischen Palast verleben zu dürfen, um nicht für diesen Glücksfall gern ein Dutzend Familiengespenster mit in Kauf zu nehmen. Polstergeister, die da erschienen, einen Menschen durch allerlei groteske Schauerlichkeiten zu erschrecken, waren mir immer als der Gipfel eines blöd-

sinnigen Aberglaubens erschienen, und da ich's mir zutraute, mich so leicht nicht in's Bockshorn jagen zu lassen, so ließen mich die Geister der Ca' Spada einfach kalt.

Nicht so die Aussicht auf mein herrliches Venedig selbst. Müde war ich von meiner langen Nachtfahrt, — je mehr wir uns Venedig näherten, um so erregter wurde ich, und als der Zug endlich Mestre verließ, da fing mir das Herz ordentlich an zu schlagen vor Erwartung. Es dämmerte schon mit einem durchsichtigen, opalartigen Dämmerlicht, als ich's wie einen silbernen Streifen am Horizont unterschied, und der Streifen wurde breiter und breiter, und mit einemmale donnerte der Zug auf der Riesenbrücke entlang, die das Festland mit der Wasserstadt verbindet. Da lag sie nun vor mir, die Meereskönigin, — ein phantastischer, purpurvioletter Schatten auf dem durchsichtigen, beryllartig gefärbten Hintergrunde des Himmels, auf dem das Sonnenlicht eben erst erloschen war. Türme, Kuppeln, Essen ragten in scharfen Umrissen in die feingetönte, dunkelnde Luft, in der eine bleiche Mondsichel schwamm — Lichter blitzten auf und dann glitt der Zug hinein in die große Bahnhalle, genau wie in jede andere nichtssagende Großstadt.

Kaum stand der Zug, so war der alte Luigi auch schon zur Stelle, half mir aus meinem Coupé und belud sich mit meinem Handgepäck. Und dann traten wir heraus auf die Plattform, davor auf der dunkeln, kaum bewegten Wasserstraße der Gondeln lange Reihe lag, eine jede hoch über der „Felze", dem schwarzen, sargähnlichen Kämmerchen, an dem blitzenden Schnabel eine Laterne tragend, durch deren buntfarbige Gläser das Licht glühte wie ein Johanneskäfer in der Mittsommernacht.

„Gondola, Signora, Gondola!" ertönte es durcheinander aus hundert Kehlen, als ich am Rande der Plattform vor der Treppe stand. Ich sah mich fragend nach Luigi um, aber der schüttelte nur mit dem Kopfe.

„Ca' Spada," rief er und aus dem schier unlöslich scheinenden Gewirr glitt eine der schwarzen Gondeln heraus und legte dicht vor den Stufen an. Luigi sprang

herein und reichte mir die Hand, und ich folgte ihm und mußte mich bücken, um durch das wappengeschmückte Türchen der „Felze" zu schreiten, — drinnen aber sank ich auf weiche, schwarze Atlaspolster herab, beleuchtet von einer mit rosa Seidenschleiern diskret gedämpften, zierlichen eisernen Laterne, die über dem dicken, geschliffenen, silberumrahmten Spiegel in der Ecke hing und das Kämmerlein magisch beleuchtete. Aber so geheimnisvoll-traulich, wie dieses Gondel-Interieur auch war, so beklemmte mich doch die schwere Luft darin und mein erstes war, die Atlasgardinen zurückzuschieben und die Glasfenster herabzulassen. Draußen war's warm und mild und mir wär's nach der langen Eisenbahnfahrt lieber gewesen, in einer offenen Gondel zu fahren, aber was half das Wünschen? Luigi unterhielt sich vor der Tür mit dem Gondoliere, doch verstand ich nicht viel davon, eigentlich nur die wiederholt vorkommenden Worte „Marchesa" und „Marchese". Das bischen Abendluft, das nun doch schon übers Wasser strich mit erfrischendem Hauch, machte mich gelüstig nach mehr und ich öffnete die Tür des Kämmerchens, vor dem Luigi eben Platz nahm, während der Gondolier auf dem Hinterteil der Gondel diese von den Stufen abstieß.

„Ist das der Canal Grande?" fragte ich, neben der Tür mich niederlassend, doch bevor noch eine Antwort erfolgen konnte, erhielt die Gondel einen Stoß, der sie in ein höchst ungemütliches Schwanken versetzte, weil eine männliche Gestalt im Moment des Abstoßens von der Plattform aus direkt hineingesprungen war. Wenn ich nach dem ersten Schrecken über diese Dreistigkeit aber einen scharfen Verweis von Luigis Seite erwartete, so wurde ich gründlich enttäuscht, denn der Gute sprang im Gegenteil mit einer für das Gleichgewicht der Gondel bedrohlichen Vehemenz empor und riß seinen Hut mit einem tiefen Bückling vom Kopfe. Der Eindringling aber warf ohne weiteres die von mir geöffnete Tür der „Felze" m i r vor der Nase zu und begann mit Luigi ein so rapid geführtes Gespräch, daß ich auch nicht eine Silbe davon verstand, ganz abgesehen davon, daß beide ihre

Stimmen absichtlich dämpften, jedenfalls damit ich nichts hörte. Das ganze Verfahren empörte mich aber doch, und wenn mir nicht noch eingefallen wäre, daß diese Gondel nicht mein Vehikel war, so weiß ich nicht, ob ich nicht Hervorragendes im Sinne des „Hausknechts aus Nubierland" geleistet hätte.

Während ich noch zitternd vor Entrüstung in meinem Käfig saß und wie ein Kalb am Stricke warten mußte, bis es dem Gondolier gnädigst gestattet wurde, loszurudern, da wurde die Tür der „Felze" wieder geöffnet, die sehr hohe Gestalt des „Eindringlings" zwängte sich hindurch und ließ sich einfach neben mir auf dem Atlaspolster nieder.

„Verzeihen, gnädiges Fräulein, diese formlose Einführung," sagte er, den Hut in der Hand, in tadellosem Deutsch. „Wir waren bestimmt, zusammen diese Gondel zu benutzen, — ich hatte auf dem Bahnhof zu tun und diese beiden Weisen, Paolo und Luigi, wären mir beinahe davon gefahren, wenn ich nicht einen etwas langen Sprung riskiert hätte. Gestatten Sie mir, mich Ihnen vorstellen zu dürfen: Doktor Marino. Ich bin der Sekretär der Marchesa della Spada."

Ich neigte etwas kühl den Kopf, konnte aber doch wohl kaum anderes, als etwas Höfliches auf diese erklärende Entschuldigung oder entschuldigende Erklärung erwidern, denn dieser Sekretär sah so aus und benahm sich so als weltgewandter Gentleman, daß ich mich ihm gegenüber nur zum eigenen Nachteile als die Pikierte hätte aufspielen können.

„Guten Abend, Herr Doktor," sagte ich daher höflich. „Fahren Sie auch nach der Ca' Spada?"

„Jawohl, gnädiges Fräulein, es scheint, als sollten wir dort zunächst Hausgenossen sein," war die verbindliche Erwiderung. „Ich bin seit zwei Tagen in Venedig, um im Auftrage des Marchese Studien im Hausarchiv zu machen und hörte heut zu meinem Erstaunen, daß die Marchesa Sie hierhergesandt hat."

„Warum zu Ihrem Erstaunen, Herr Doktor?" fragte ich belustigt.

„Ach, weil seit Menschengedenken kein Gast mehr die Schwelle dieses Hauses betreten hat," war die Antwort. „Die Familie hat ein Vorurteil gegen dieses Haus — dagegen ist nun einmal nichts zu wollen."

„Ich bin selig über die Ordre, hier warten zu müssen," rief ich. „Venedig ist das Ziel meiner stillen Sehnsucht seit — o, seit ewigen Zeiten, und nun gar einen alten Palast hier bewohnen zu dürfen, das übersteigt meine kühnsten Träume. Ist sie schön, die Ca' Spada?"

„Herrlich ist sie meiner Ansicht nach," erklärte Doktor Marino lebhaft. „Es ist eigentlich eine Sünde, ein solches Meisterwerk der Architektur, angefüllt mit den Meisterwerken jeglicher Kunstrichtung, leer stehen und verfallen zu lassen — einer Schrulle wegen. Aber warum fahren wir denn nicht? Luigi! Worauf wird denn noch gewartet?"

„Auf den Befehl zur Abfahrt," stotterte der alte Diener.

„O sancta Simplicitas! Nun denn: fahren wir! Das heißt, wenn Sie gestatten, gnädiges Fräulein!"

„Ich bitte sogar darum," erwiderte ich.

Und nun fuhren wir nicht nur, nein, wir flogen über das Wasser, lautlos, leicht, wie auf Flügeln. Mein Reisegefährte hatte den Hut noch in der Hand und schaute hinaus, so daß ich ihn wenigstens ansehen konnte und konstatierte, daß er noch jung war, wenn auch vielleicht schon über die Dreißig, und daß er ein sehr sympathisches Gesicht hatte, das ohne schön zu sein, kühn, fast stolz geschnitten war, mit offenem, energischem Ausdruck, zu dem die geradezu schönen braunen Augen durch ihren etwas verträumten Blick in milderndem Gegensatz standen. Das gewinnende, ja fast bezaubernde Lächeln, das sein Gesicht wunderbar verschönte, konnte der modern aufgezogene Schnurrbart und der kurze, spitze Vollbart von goldbrauner Farbe nicht verbergen — zum Glücke nicht. Ich hatte einen Bruder, der, jung gestorben, auch dies sonnige, knabenhafte, bezaubernde Lächeln hatte und diese Aehnlichkeit machte es wohl, daß der Fremde mir

nicht als solcher vorkam, sondern daß ich mich ganz eigen zu ihm hingezogen fühlte. Eine elegante, überall auffallende Erscheinung war er, groß, schlank und doch kraftvoll wie ein Deutscher, vornehm in Haltung und Benehmen und doch ein Mietling wie ich, abhängig ums liebe Brot — wie ich.

Vielleicht hatte er die gleiche Beobachtung mit mir gemacht, denn ich glaube, ich habe immer gut ausgesehen. Meine vierundzwanzig Jahre sah mir keiner an, die Welt und mein Spiegel nannten mich hübsch in einem mehr pikanten Genre, mein überreiches, aschblondes Haar fiel überall auf, besonders, da Augenbrauen und Wimpern dunkel waren, mein Teint zeigte kein Fleckchen, wenn er auch nicht viel Farbe hatte, aber er war klar und weiß, und worauf ich viel gab und worüber ich eifersüchtig wachte: ich sah aus wie eine Dame der großen Welt, zu der ich auch gehörte, trotzdem ich im Joch der Abhängigkeit mich unabhängig gemacht hatte.

„Ecco la Ca' d'Oro," sagte mein Begleiter, links hinausdeutend.

Ja, da lag sie in dem weichen, opalartigen Dämmerlicht weiß und zierlich am Rande des Kanals, die berühmte Casa d'Oro in ihrer ganzen byzantischen Schönheit — — ich erkannte sie gleich wieder nach der Photographie, die ich von dem reizenden Palast besaß.

„Wenn die d'Oro geahnt hätten, daß eine Tänzerin den alten Glanz ihres Hauses wieder erneuern würde: Marie Taglioni, Gräfin Voisin," sagte ich träumerisch.

„Die Paläste vieler großer, glänzender Familien Venedigs sind heute nichts als Gasthäuser oder Hotels, wenn das schöner klingt," erwiderte Doktor Marino achselzuckend. „Sic transit gloria mundi. Es gibt nicht zu viele von den alten venezianischen Patriziergeschlechtern, die sich ihren Stammsitz erhalten konnten."

„Doch unter diesen wenigen sind die della Spada," sagte ich mit einem tiefen Atemzug. „Jeder Verfall ist traurig — ich hab's an meiner eigenen Familie erfahren. Meine Ahnen saßen als „freie Herren" auf eignem

Grund und Boden — sie hatten eine Zeitlang sogar einmal das Münzrecht — ich, ihre Urenkelin, muß mich und mein bischen Begabung verdingen, um nicht das Gnadenbrot reicher Verwandter essen zu müssen oder elend zu verhungern."

Doktor Marino sah mich flüchtig an.

„Sie haben die Abhängigkeit gewählt und sich damit frei gemacht," meinte er ernsthaft.

„So fasse ich's auf," erwiderte ich fröhlich, „und habe sogar dafür den Kampf mit dem Drachen Vorurteil aufgenommen."

„Wozu ein größerer Mut gehört, als zur Herausforderung des lebendigen Fabeltieres," sagte Doktor Marino lächelnd und setzte hinzu: „So, jetzt biegen wir rechts ab vom Canal Grande — links das mächtige Gebäude ist der Palazzo Corner della Regina, also die Residenz Catarina Cornaros als Witwe des Königs Jacob von Cypern, wenn sie nicht vorzog, in dem ihr viel lieberen Asolo bei Treviso ihren glänzenden und geistreichen Hof zu halten. Jetzt ist der Palast hier ein Magazin, aber im venezianischen Volke, das fest an seinen Traditionen festhält, ist und bleibt er der „Palazzo Corner della Regina."

Ich sah hinauf zu dem grauen, düsteren Rustika-Bau, der die glänzendste Tochter der Republik Venedig geborgen in seinen für die Ewigkeit berechneten Mauern, die ihr stolzes Geschlecht überdauern. Mich überlief es kalt, trotzdem der Frühlingsabend warm und wie eine Sommernacht im Norden — das machte wohl der enge Kanal, durch den unsere Gondel nun glitt — ein finsteres Wassergäßlein, begrenzt von himmelhohen Hausmauern, über die unser grünes Gondellicht geisterhaft huschte. Unter ein paar niederen Brückenbogen glitten wir durch, bogen unter dem langgezogenen Warnungsrufe unseres Gondoliers: „Guarda —! Guarda —!" um ein paar scharfe Ecken und mündeten dann, an einem kleinen Platze mit einer Kirche: Piazzo San Polo, wie Doktor Marino erklärte, vorbeifahrend, in einen etwas breite-

ren Kanal, in dem wir alsbald zwischen zwei zierlichen Laternenpfählen mit brennenden, gekrönten Candelabern vor einer Flucht weißer Marmorstufen anlegten, die zu einem Palast emporführten, der wie eine verkleinerte Ausgabe des Dogenpalastes aussah.

„Ca' Spada," sagte Doktor Marino sich erhebend. „Darf ich mir erlauben, Ihnen beim Aussteigen behilflich zu sein?"

Es ist mir heut noch wie ein Traum, wenn ich daran zurückdenke, wie ich diesen Palast betrat: der mächtige, im halben Dämmerlicht irisierende Himmel mit der bleichen Mondsichel darauf über mir; Laternenschein, das Plätschern der Flut an den Marmorstufen, das sich öffnende prächtig beschlagene Tor, dahinter eine säulengetragene, waffengeschmückte Halle, in der ein weißbärtiger Haushofmeister in tadellos schwarzem Frack, schwarzseidenen Strümpfen und Culotten mir entgegentrat und mich mit einer tiefen Verbeugung, als wäre ich eine Fürstin, bat, ihm hinauf zu folgen, um mir, wie die Frau Marchesa befohlen, ein Zimmer zu wählen.

Ich sah mich nach Doktor Marino um — er war verschwunden und mit ihm Luigi. Ich folgte daher diesem tadellosesten aller Majordomo, der einem jungen Diener auftrug, mein Handgepäck nachzutragen, doch ehe wir die breite, mit dicken, karmosinroten Läufern belegte Treppe hinanschritten, blieb er vor einer Seitentür stehen und rief halblaut: „Formosa!" worauf ein junges Mädchen in schwarzem Kleid mit weißer Schürze, Haube und Kragen, eine brennende Kerze in der Hand, heraustrat und einen Knix vor mir machte.

„Meine Enkelin, Maria Formosa Danieli," sagte der Alte würdevoll. „Sie wird die Ehre haben, der Signorina während ihres Aufenthaltes hier aufzuwarten."

Ich nickte der kleinen, zierlichen Formosa zu, — sie gefiel mir wohl mit ihren dunklen Augen, ihrem wirren Kraushaar, ihren netten Manieren. Zu vieren schritten wir nun die herrliche, breite, matterleuchtete Treppe hinan, bis zum zweiten Stock hinauf. Oben in dem galerie-

artigen, mit prächtiger cassetierter Decke versehenen Korridor hielt der Majordomo an.

„Zur Linken, nach dem Rio San Polo hinaus, liegen die mit modernem Komfort ausgestatteten Gastzimmer,“ erklärte er in seiner respektvoll-würdevollen Art. „Rechts sind die alten Gemächer, im ältesten Teil des Hauses gelegen. Signorina dürften wohl den ersteren den Vorzug geben, da sie gewöhnlich von den Mitgliedern der Familie bewohnt werden, wenn jemand davon hier vorspricht. Z. B. ist da eine Zimmerflucht sehr wohnlich für den Gebrauch von Donna Lucrezia, der jetzigen Frau Fürstin von X. eingerichtet —“

„Sind die alten Gemächer nicht bewohnbar?“ unterbrach ich den Alten, denn moderner Komfort in einem alten venezianischen Palaste war nicht, was ich suchte.

„Doch,“ erwiderte er nach einem kleinen Zögern. „Selbst die ältesten Räume sind völlig geeignet für Gäste, indeß, moderne Bequemlichkeiten haben sie natürlich nicht —“

„Die würden den alten Zimmern auch die Stimmung nehmen,“ meinte ich. „Wenn es Ihnen also keine Mühe macht, so möchte ich viel lieber eins der alten Gemächer haben!“

„Wie Signora befehlen,“ war die Antwort, aber mir schien, als wechselte der Alte mit seiner Enkelin einen Blick und als wende er sich nicht ohne Ueberwindung nach rechts, wo er durch das Zurückschlagen einer schweren, karmesinroten Samtportière einen gewölbten, breiten Gang öffnete, in welchem die Gemächer des sogenannten alten Palazzo lagen, d. h. jenes Teiles des mit fabelhafter Raumverschwendung gebauten Hauses, das vor dem Anbau des jetzt die Front bildenden Flügels entstanden war und ungefähr mit der Erbauung des Dogenpalastes, dem Alter nach, zusammenfiel. Jene undefinierbare Luft, wie sie unbewohnten Räumen in alten Häusern eigen ist, durchzogen mit einem leichten Modergeruch, dominierend auch in diesem Korridor, der zwar mit Teppichen über den Marmorstrich belegt war, aber trotz der die weißgetünchten Wände bedeckenden,

vor Alter fast unkenntlich nachgedunkelten Familienporträts unheimlich öde und leer aussah — im Gegensatz zu den prächtigen Gängen der anderen Flügel nämlich. Unter dem Vorhang zu diesem langen, winkligen Couloir schien die kleine Formosa Halt gemacht zu haben, denn der alte Danieli wandte sich um und winkte ihr mit gerunzelter Stirn.

„Ebbene“, hörte ich trotzig murmeln. „Ich komme ja! Da oder da — es ist eins.“

„Was ist eins?“ fragte ich lächelnd, bekam aber keine andere Antwort als ein verräterisches Rot auf den braunen Wangen meiner niedlichen Cammeriera, die hastig vorauslief und die erste Tür zur Rechten des Ranges — links war er von schmalen, spitzbogigen Fenstern unterbrochen, die nach einem innern Hofe zu gehen schienen — öffnete.

„Un' salone,“ rief der Majordomo mit einem finstern Blick auf seine Enkelin für ihre eigenmächtige Handlung. Ich trat über die Schwelle der schmalen, wundervoll eingelegten Tür und sah mich beim Scheine zweier Kerzen in einem hohen Gemach mit eingelegten Boiserien, über denen die Wände mit alten, verblichenen, aber wie ich gleich sah, unschätzbar kostbaren Teppichen behängt waren. Ein herrlicher, geschnitzter, teilweis vergoldeter Kaminmantel, in den marmorne Karyatiden eingelassen waren, nahm die eine Wand fast ganz ein, und die wenigen Möbel dieses Raumes waren gleichfalls herrlich skulptiert und mit Intarsien versehen.

„Schade, daß kein Bett hier ist — in diesem Zimmer möchte ich gern wohnen,“ sagte ich, entzückt die kostbare, teilweis vergoldete Schnitzerei der Decke betrachtend, von der ein dreiarmiger, bronzener Kronleuchter herabhing.

„O, ein Schlafgemach wäre nebenan,“ rief die kleine Formosa, auf eine Tür deutend, welche sich der Boiserie anschloß, daß ich sie bisher übersehen, und auch jetzt nur durch die kunstvolle Klinke von Metall unterschied, auf welche Formosa hinwies.

„Vorlautes Geschöpf!“ rief der Haushofmeister heftig auffahrend, setzte aber sofort devot hinzu: „Ich erbitte

Ihre Verzeihung, Signorina! Solch junge Ragazza hat den Mund gerne voraus und bedarf der Zurechtweisung ihrer raschen Zunge!"

„Kann ich das Schlafzimmer sehen?" fragte ich statt aller Antwort.

Mit einem zornigen Blick auf seine Enkelin riß der Alte die trefflich maskierte Tür auf, und ich trat in ein noch größeres, noch kostbarer boisiertes Gemach, dessen Wände hier aber stellenweise stark beschädigter Goldstoff bespannte, dessen Kamin sich in gelbem Marmor — giallo antico — in herrlicher Bildhauerarbeit aufbaute, während von den vier gewundenen Säulen der auf einer Estrade stehenden, riesigen Bettstelle goldfarbene Damastvorhänge in dichten Falten herabrauschten. Eingelegte Schränke und Kabinetts, ein kredenzartiger Waschtisch mit schöngraviertem Zinngerät, ein hoher, schmaler Spiegel in breitem, goldenem Florentinerrahmen vollendeten die Einrichtung dieses Schlafgemachs, dessen sich keine Kaiserin zu schämen gebraucht hätte.

„Wie schön! Wie schön!" rief ich, entzückt mich umsehend. „Hier möchte ich wohnen, wenn es irgend angeht und niemand anders hier ist!"

Danieli verbeugte sich würdevoll.

„Die Frau Marchesa haben befohlen, daß Signorina sich selbst ihre Zimmer wählen sollen," sagte er feierlich. „Die Signorina haben geruht, die ihr zuerst gezeigten Gemächer zu wählen — so sei es. Indes möchte ich mir die Freiheit nehmen, die Signora nochmals auf die größeren Bequemlichkeiten der Räume des linken Flügels aufmerksam zu machen. Vielleicht nehmen Signorina diese wenigstens in Augenschein —"

„Nein, nein, ich danke Ihnen vielmals für Ihre Dienstwilligkeit," fiel ich ein. „Nach den wenigen Schritten, welche diese Zimmer von den sonstigen Wohnräumen trennen, kann ich nicht glauben, Ihnen eine besondere Unbequemlichkeit zu machen, wenn ich diese schönen Zimmer für meinen sicherlich nur kurzen Aufenthalt hier wähle. Sehen Sie, modernen Komfort kann

ich in jedem besseren Hotel haben, aber da mir das Glück geworden ist, einmal in einem alten, venezianischen Palast wohnen zu dürfen, so möchte ich auch ein solches Zimmer darin haben, das mich an den Ort gemahnt, den der Geist der Neuzeit noch nicht berührt hat. Begreifen Sie diesen romantischen Wunsch, lieber Signor Majordomo?"

Danieli legte die Rechte auf seine mit tadelloser Wäsche bedeckte Brust.

„Wie könnte ich das nicht begreifen, Signorina, wenn ich doch in diesen prächtigen Räumen stehe, in welchen das erlauchte Geschlecht der della Spada schon vor Jahrhunderten gelebt?" sagte er mit unbeschreiblicher Würde. Dann sich rasch zu Formosa und dem jungen Diener wendend, rief er befehlend: „Subito, Formosa; subito, Attilio! Schnell das Bett gerichtet, Lampen herbei, Kerzen in die Girandolen, Feuer in die Kamine und alles wohnlich gemacht, daß die Signorina sich nicht beklagen muß! Signorina, die Pranza ist im kleinen Speisesaal serviert!"

Eigentlich war ich totmüde und hätte lieber gleich geschlafen, — andererseits aber sah ich ein, daß hier erst alles zurecht gemacht werden mußte, und da ich auch einen redlichen Hunger als Gegengewicht für meine Müdigkeit hatte, so fügte ich mich nach kurzem Zögern und folgte dem Haushofmeister durch die karmesinrote Samtportière in den anderen Flügel, in welchem er mich in ein luxuriös, aber leider ganz modern ausgestattetes kleines Speisezimmer führte, auf dessen rundem, für etwa sechs Personen berechneten Tisch ein einzelnes Kuvert mit allem Silber-, Porzellan- und Kristallluxus gedeckt war.

„Speist Doktor Marino für sich allein?" fragte ich unwillkürlich, aber recht unbedacht beim Anblick dieses einsamen Platzes.

„Commanda?" war die sichtlich erstaunte Gegenfrage Danielis. Ich wiederholte, wieder recht unbedacht, die meine, und wieder sah er mich so verständnislos an,

daß ich schon glaubte, meine Bekanntschaft aus der Gondel wäre am Ende eine Halluzination gewesen. Als ich aber, selbst an mir irre und unsicher werdend, noch einmal sagte: „Doktor Marino, der Sekretär des Marchese," da schiens dem Guten zu dämmern und er sagte hastig und konfus: „Ah, ja, ja, ja, ja! Der Marchese — natürlich der Sekretär des Herrn Marchese, sozusagen sein Sekretär, der Dottore Marino! Haha! Verzeihen Signorina, — habe nicht gleich verstanden! Nein, ja — der Sekretär nimmt die Pranza in seinem Zimmer! Natürlich in seinem Zimmer."

„Warum „natürlich"?" fragte ich gereizt, ich weiß nicht warum, wahrscheinlich über den alten Konfusionsrat von einem Majordomo. „Doktor Marino ist doch ein Gentleman, denke ich, und kein Dienstbote, daß er in seinem Zimmer speisen muß."

„Oh, dio mio, no, no, no, no!" protestierte der Alte entsetzt. „Der Signor Dottore kann im Prunksaal speisen, wenn es ihm beliebt. Aber es beliebt ihm, die Pranza in seinem Zimmer zu nehmen!"

„Ah — natürlich, dann ist's etwas anderes, wenn es ihm so beliebt," entgegnete ich mit einem vagen Gefühl der Enttäuschung. Warum? Weil mein Schicksalsgenosse, der Doktor, der wie ein inkognito reisender König aussah, sich mit holländischem Abschied von mir empfohlen, meine werte Gegenwart total ignorierend, und nun auch separat zu speisen wünschte? Torheit! Was ging mich der Doktor Marino an? Und schließlich: war's nicht eigentlich sehr taktvoll, daß er mir seine Gegenwart nicht aufdrängte, wo uns das Schicksal zusammen und ohne Ehrendrachen in dies Eiland inmitten der Lagunen verschlagen? Natürlich, enorm taktvoll war's! Sicherlich hatte die gute Marchesa nicht gewußt, daß ihres Sohnes Sekretär im Palazzo weilte, hätte sie mich sonst allein hierher gesandt? Oder war sie dieses Mannes so sicher, daß sie mich mit Ruhe in die gleichen Mauern mit ihm ziehen ließ? Fast schien es so.

Unter diesen Beobachtungen verzehrte ich mit gutem Appetit die mir tadellos und lecker servierte Pranza, die

aus den oberen Räumen durch einen Elevator herabkam. Ich erinnerte mich nun, gelesen zu haben, daß in den venezianischen Palästen die Küche im obersten Stockwerk zu liegen pflegt — sicherlich eine praktische und gesunde Einrichtung, aber befremdlich für uns, die wir gewohnt sind, daß entweder im gleichen Stock oder im Keller, beziehungsweise Souterrain gekocht wird, damit man das Menu vorher und das Abwaschen nachher auch gründlich riecht und das Küchenpersonal möglichst schlechte Luft hat.

Nachdem ich zuletzt noch köstliche Trauben und Pfirsiche gespeist, erklärte ich mich für befriedigt und sehr zur Ruhe geneigt, und Danieli gab mir wieder zu verstehen, daß er mich höchstselbst in meine Gemächer zurückgeleiten wollte. Heraustretend fand ich sowohl den „neuen“, als auch den alten Korridor, soweit er mich anging, wohl erleuchtet. Die Verbindungstür war geöffnet, die schweren Samt-Portiéren halb zurückgezogen. In dem Gobelinzimmer brannten Wachskerzen an dem Kronleuchter, auf dem Kaminsims und auf dem schönen Tisch in der Mitte, Teppiche bedeckten die Steinfliesen, Kissen lagen auf den gepolsterten Sesseln und der Ruhebank, die sofaartig zwischen den zwei weitgeöffneten Fenstern stand. Und auf dem Tisch blühte gar in bronzenem Kübel eine wundervolle japanische Goldbandlilie.

Im Schlafzimmer war alles aufs beste eingerichtet, das Bett bezogen und aufgeschlagen, Wasser füllte die schweren, schöngeformten Krüge, ein sanftes Licht brannte in der silbernen, mit Rubinglas versehenen Ampel, Wachskerzen auf einem rasch hergerichteten Toilettentisch und im Kamin prasselte lustig ein heimliches Feuer.

Selig über diese entzückenden, herrlichen Zimmer — oder hätte ich mich mit einem begnügen sollen? — begann ich unter Formosas Assistenz auszupacken und sie belehrte mich, daß ich freilich infolge meines Eigensinns, diese nie bewohnten Gemächer zu beziehen, bis an die Korridortür gehen müßte, wenn ich etwas bedürfe und klingeln wollte. Auf meine Frage, ob sie in meiner

Nähe schliefe, vielleicht gar auf demselben Gange, bekreuzte sie sich unter einem „Gottlob, nein!“ dreimal mit Inbrunst und auf einmal fiel mir ein, was mir die beiden redseligen Coupégenossinnen erzählt.

„Ah — Angst vor Gespenstern, was?“ fragte ich lachend.

„Signorina — das ist nichts zum Lachen,“ erwiderte sie mir trotzig, „denn wenn's zum Lachen wäre, dann würde die erlauchte Familie dem Palazzo nicht fern bleiben. Doch ich will nichts gesagt haben — Großvater würde mir den Marsch blasen, wenn ich's täte!“

„Großvater muß ein sehr vernünftiger Mensch sein,“ meinte ich ernsthaft.

„O ja, lala,“ machte Formosa schnippisch, „das heißt, unvernünftig ist er mit allem, was das Haus Spada betrifft. Da ist alles gut und schön und unfehlbar und heilig. Sogar die Gespenster. Andrer Häuser Geister — pah! mit denen würde er schön aufräumen, wenn aber die Gespenster aus dem Hause Spada sind, dann muß man sich grade von ihnen erwürgen lassen, dann ist's eben noch gut genug für einen!“

„Na, bis jetzt scheinen sie ja noch unerwürgt davongekommen zu sein, soweit ich sehen kann,“ meinte ich amüsiert.

„Großvaters Schuld ist das gewiß nicht,“ gab Formosa prompt zurück.

„Sie scheinen's sogar noch nicht einmal versucht zu haben,“ konnte ich mich nicht enthalten, das hübsche Mädel etwas zu necken.

„Das ist wahr, sie scheinen einem nichts tun zu wollen,“ gab die Kleine naiv zurück. „Nur immer winken, winken, winken tun sie. Als ob jemand so dumm sein würde, ihnen zu folgen, wenn man doch weiß, daß sie nur ins Grab winken. Aber, ums Himmelswillen — ich will nichts gesagt haben!“

„Tut nichts, Formosa, ich gehe doch nicht mit,“ versicherte ich lachend, und bald darauf knixte die Kleine auch mit einem „felice notte Signorina“ heraus.

Ich war allein, allein anscheinend in dem ganzen Teil des Palazzo, und als die leichten Schritte Formosas verklungen waren und ich den Riegel hinter ihr vorgeschoben hatte, machte ich auch umgehend Anstalten, zu Bett zu gehen, denn mir fielen die Augen fast zu vor Müdigkeit. Noch ehe Formosa gegangen, hatte sie alle Kerzen im Wohnzimmer verlöscht, und ich schloß nun hinter mir auch die Verbindungstür zum Schlafzimmer. Dann entsann ich mich aber, mein Taschentuch auf dem Tisch liegen gelassen zu haben und öffnete die Tür noch einmal, um sie schleunigst wieder zuzumachen und sogar den Schlüssel herumzudrehen, denn mir war's, als hätte am Tisch eine Gestalt gestanden, die mit ausgestrecktem Arm in die Ecke am Fenster neben meiner Tür wies. Kaum hatte ich meine Heldentat vollbracht, da mußt' ich sie auch schon belachen — für so töricht hatte ich mich bis dato nämlich selbst nicht gehalten. Wo sollte denn plötzlich jemand herkommen, nachdem eine Minute vorher niemand im Zimmer gewesen? Sollte ich noch einmal hineingehen und nachsehen? Natürlich, nachsehen, sonst ängstigt man sich womöglich die ganze Nacht, statt zu schlafen. Ich nahm ein brennendes Licht auf, stieß, rasch entschlossen, die Tür noch einmal auf und hob mein Licht, um besser zu sehen, hoch über meinen Kopf empor.

Nein, ich hatte mich nicht getäuscht. Neben dem Tisch stand die Gestalt eines Mannes in schwarzer Tracht mit hochgepufften Aermeln und schmaler Seidenkrause um den Hals, auf dem Kopfe eine Art Barett mit hochstrebender, steifer Feder. Er hielt die Linke auf die Hüfte gestützt und deutete mit der Rechten in die Ecke neben der Tür, in der ich stand, lange stockstill stand und ihn ansah, daß ich jeden Zug seines dünnen, mit blondem Bart umrahmten Gesichtes unterscheiden konnte. Kein schönes Gesicht, gar nicht, aber auch kein unangenehmes, und besonders die kleinen, aber gutmütigen Augen hatten etwas sonderbar Flehendes.

Nach einer Weile raffte ich mich zusammen und räusperte mich.

„Wünschen Sie etwas?“ fragte ich sehr höflich auf italienisch.

Die Gestalt legte die rechte Hand auf die Brust, streckte den Arm dann wieder aus, in die Ecke deutend, und — war mit einem Male so plötzlich und so rettungslos verschwunden, daß ich mit der Linken die Augen rieb, um mich zu vergewissern, ob mir nicht etwa irgend etwas hereingekommen war.

Nein, gar nichts. Schwer waren mir die Augen vor Müdigkeit, aber sie sahen ganz klar, trotzdem — die Gestalt des maskierten Herrn war fort.

Und nun wärst du, liebe Leserin, wahrscheinlich schleunigst ins andere Zimmer gerannt, hättest die Tür verrammelt, hättest den Kopf ins Bett gesteckt und die Nacht verzittert und verbebt oder sinnlos um Hilfe geschrien, nicht wahr? Ich, Ruth von Geroldsau, bin aber von anderm Schlage! Auf Pflicht und Gewissen: ich trat wohl mit einigem Herzklopfen, aber sonst ganz ohne Furcht, vollends in das Wohnzimmer und leuchtete dort mit meinem Licht jeden Winkel, jede Ecke ab, ohne meinen seltsamen Besucher wiederzufinden. Besonders die Ecke zwischen Fenster und Tür, auf die er gedeutet, unterzog ich einer genauen Inspektion — ich konnte nichts darin entdecken, nicht einmal Staub. Völlig beruhigt, ging ich wieder in das Schlafzimmer zurück, und während ich mich auszog, fragte ich mich ganz sachlich, ohne jede Erregung, was ich eigentlich gesehen hatte und ob ich überhaupt etwas gesehen und ob's keine optische Täuschung war. Letztere Frage glaubte ich mir verneinen zu dürfen; vorausgesetzt, daß etwa gewisse Strahlenbrechungen unter gewissen Bedingungen gewisse Erscheinungen veranlassen — aber ich war doch auch berechtigt, daran zu zweifeln, daß diese eine so klare, menschliche Gestalt annehmen konnten. Das Brockengespenst zum Beispiel. Nun ja, aber das war doch das Schattenbild eines vis à vis im Nebel stehenden Menschen. Vielleicht, daß drunten auf der Straße —

Ja, was noch! Drunten auf der Straße floß Wasser, Nebel und Beleuchtung fehlten. Unter herzhaftem

Gähnen gab ich die Sache für heut auf, löschte meine Lichter bis auf die Ampel, die ich als Nachtlicht brennen ließ, konstatierte, daß das Feuer im Kamin nur noch glimmte, und schlüpfte in mein Paradebett, dessen goldfarbene Damastvorhänge ich nach dem Fenster geschlossen und nach dem Kamin geöffnet ließ.

O, wie wundervoll lag sich's in diesem Bett! Ich seufzte ordentlich vor Wonne auf dem weichen Pfühle, auf der schwellenden Matratze nach meiner letzten Nacht auf den harten Bänken der dritten Klasse! Liebevoll strich ich mit der Hand über die ganz moderne seidene Steppdecke von schwerem, chartreusegrünem Atlas, bewunderte blinzend die prachtvolle goldene Lederarbeit an dem hohen Lehnstuhl neben meinem Bette auf der Estrade und schlief ein — den Schlaf der Gerechten, unbekümmert um den Gentleman im Nebenzimmer.

Mir träumte dann von tosenden Eisenbahnfahrten, von schrecklichen Abgründen, über die der Zug hinweg mußte. Dann kletterte er einen Berg herauf und ich hörte deutlich das Einschnappen an den Zahnradstellen, — ein gräßlich unangenehmes Geräusch für mich, notabene. Auf einmal wollte der Zug nicht von der Stelle. „Zu schwer um eine Person!" hörte ich den Zugführer rufen, der mich dabei ins Auge faßte. Mich ergriff eine tolle Angst — ich sprang aus dem Coupé heraus — ins Leere! Dort schwebte ich einen Moment frei und unbewegt und fiel dann nach dem Gesetz der Schwere kopfkegel herab.

„Voilà, bums, da liegt se!" hörte ich eine mitreisende Elsässerin ganz deutlich sagen, als ich, von dem schweren Fall erwachend, mich mit sonderbar klopfendem Herzen im Bett aufsetzte.

Das Feuer im Kamin war erloschen, das konstatierte ich sofort, aber die Ampel brannte mit ihrem ruhigen, rubinroten Licht noch so hell wie vorher.

„Wie man nur so dumm träumen kann," dachte ich und wollte mich umgehend auf die andere Seite legen, als mein Blick auf den Sessel zu Füßen meines Bettes fiel.

„Nein!“ sagte ich ganz laut mit einem Gemisch von Entrüstung und einer sonderbaren, fast ehrfürchtigen Scheu, denn in dem Sessel saß, beide Hände auf die Lehnen gestützt, den Oberkörper weit vorgebeugt, um mich besser sehen zu können, wiederum eine fremde Gestalt, aber diesmal die des reizendsten, jungen weiblichen Wesens, das ich je gesehen, eine Gestalt so voll rührender Kinderunschuld in Zügen und Haltung, daß meine Entrüstung über das unbefugte Eindringen in mein Zimmer eigentlich nur ein grundsätzliches war.

Ich saß im Bette und starrte sie an, und sie sah mich an mit ein paar großen, braunen Kinderaugen, den süßesten, rosigsten Mund, den man sehen konnte, halb geöffnet, das ovale Gesichtchen von krankhafter Blässe und um die Augen dunkle Ringe, als wenn sie geweint hätte. Langes, dichtes, ganz krauses Goldhaar von der Farbe eines reifen Aehrenfeldes fiel über Rücken und Schultern herab und wurde vom Gesicht an beiden Schläfen durch juwelenfunkelnde Spangen zurückgehalten, wie man sie auf den Bildern der Töchter des Palma Vecchio sieht. Und im Gegensatz zu diesem einzigen Schmucke trug sie eine Art Nachthemd von einem dünnen, gelblichweißen Seidenstoff, das wohl ein Spitzengekräusel um Hals und Handgelenk zeigte, sonst aber schlicht und schmucklos in leichten Falten bis zu den Füßen herabfiel, die nackt und feenhaft klein unter dem Saume hervorsahen.

„Wie kommen Sie hier herein?“ raffte ich mich endlich auf zu fragen. „Sie können einen ja damit zu Tode erschrecken, so mitten in der Nacht. Und Sie werden sich ja entsetzlich erkälten mit bloßen Füßen!“

Die Gestalt — sie war unzweifelhaft eine Dame — stand auf, glitt mehr als sie ging, die zwei Stufen der Bettestrade herab und winkte mir dabei, ihr zu folgen, was ich natürlich nicht tat. Sie schritt unhörbar auf ihren nackten Füßen bis an das eingelegte Holzpaneel rechts vom Kamin, wandte sich dort um und winkte mir wieder mit einem süßen Lächeln, während schwere Tränen ihr

dabei die Wangen herabrollten. Es war absolut nichts Erschreckendes, nichts Unheimliches in der Erscheinung des reizenden Geschöpfes, aber ich weiß nicht warum, mir wurde auf einmal kalt und erschauernd warf ich mich nach der anderen Seite und hüllte mich in die Bettdecke, und es durchfuhr mich der Gedanke: „Das ist kein Mensch wie du von Fleisch und Blut!"

„Aber was ist's sonst?" fragte ich mich sogleich wieder und wandte mich um nach dem Kamin. Die Stelle vor dem rechten Paneel war leer, — ich war allein, wie am letzten Abend im Wohnzimmer nebenan!

Getreu meinem Grundsatz, immer nach dem Ursprung der Dinge zu forschen, zündete ich eine Kerze auf meinem Nachttisch an, stand auf, schlüpfte in meine Pantoffel und durchsuchte das ganze Zimmer — natürlich vergebens. Trotzdem hatte ich n i c h t das Gefühl des Unheimlichen, vor allem nicht das einer vagen Furcht vor dem Ueberirdischen — mein Herz klopfte nicht rascher, meine Nerven waren ganz ruhig, wenn ich mir auch sagen mußte, daß ich vor etwas Unerklärlichem stand, das den Boden unter meinen Füßen unsicher machte und die Luft um mich mit einem unnennbaren Etwas fibrierend erfüllte.

„Mehr venezianische Romantik, als ich gesucht und gehofft," dachte ich mit einem schwachen Versuch, mich zu necken. Nachdenklich stieg ich in mein Bett zurück und war merkwürdigerweise gleich eingeschlafen und wachte auch nicht eher auf, bis ein schräger Sonnenstrahl quer durch das Zimmer bis auf mein Bett fiel und ein Blick auf meine Taschenuhr mich belehrte, daß es fast neun Uhr war! Mich „Faulpelz" nennend, sprang ich auf, öffnete die Fenster der kühlen Morgenbrise, die durch die engen Wasserstraßen der Stadt strich mit einem wunderbar erfrischenden Hauch, zog mich im Fluge an und lief dann, meiner kleinen Formosa zu klingeln. Die erschien auch schnell wie der Blitz und sah mich so kurios an, daß ich sie schon fragen wollte, ob ich über Nacht etwa schwarz geworden sei, dann fiel mir aber plötzlich ein, was ich am Abend zuvor und in der Nacht erlebt

und ich hielt die Frage zurück, mich nur erkundigend, wann und wo ich frühstücken könnte. Sie informierte mich nun, daß die „prima callazione" im kleinen Speisesaal serviert sei, wo ich abends zuvor gespeist, und dahin begab ich mich denn, im Korridor von dem etwas schlankelhaften Attilio bekomplimentiert. Als ich den Gang durchschritt, hörte ich hinter meinem Rücken die beiden miteinander im Theaterton tuscheln.

„Hat sie was gesehen?" fragte Attilio.

„Weiß nicht — sieht ganz ausgeschlafen aus!" tuschelte Formosa zurück.

„Natürlich! So 'ne Deutsche mit ihrem Bärenschlafe!" machte Attilio mit unbeschreiblicher Verachtung meiner Nation.

„Ist eben nicht von der Familie," resumierte Formosa.

Höchlich ergötzt von dem Gehörten betrat ich den kleinen Speisesaal und fand dort Doktor Marino vor, der mit einem Buche vor einer noch halb vollen Tasse Tee saß!

„Na, gottlob," sagte ich lachend, „da sind andre Leute doch ebensolche Schlafmützen wie ich heut eine war!"

„Ah, Signorina, wer wird so nach dem Schein urteilen," war die in gleichem Ton gegebene Antwort. „Andere Leute haben schon zwei Stunden in bestaubten Papieren gewühlt, ehe sie sich Zeit zum Frühstück gönnten!"

„Das kann jeder sagen," meinte ich fast übermütig und mit nachträglichem „Guten Morgen!" schüttelten wir uns die Hände wie alte Bekannte.

„Wie haben Sie geruht?" erkundigte sich Doktor Marino, während Luigi den von mir erbetenen Tee servierte. „Sie wissen doch: Träume, die man in der ersten Nacht in einem fremden Hause hat, gehen in Erfüllung!"

Ich protestierte lachend gegen die Erfüllung meines Traumes, den ich erzählte und oben schon geschildert habe.

„O," sagte Doktor Marino enttäuscht, „und sonst haben Sie nichts geträumt?"

„Nichts,“ erwiderte ich, überzeugt davon, daß das — andere k e i n Traum gewesen. Mir schien, als würfe mir Doktor Marino einen forschenden Blick zu, aber er sagte dann nur ganz harmlos:

„Und was gedenken Sie mit Ihrem ersten Morgen in Venedig zu machen, gnädiges Fräulein?“

„Ich weiß es nicht,“ gestand ich ehrlich. „Das heißt: ich habe noch nicht darüber nachgedacht. Schlagen Sie mir etwas vor, bitte, denn ich nehme an, daß Sie hier gut bekannt sind.“

„Ich sollte es wenigstens als Venezianer sein,“ erwiderte er lächelnd. „Nun, das kommt auf Ihre Stimmung an. Ist's Ihnen nicht danach, als müßten Sie gleich heute in alle Kirchen und Paläste und Galerien, so setzen Sie sich in die Gondel des Hauses, und lassen Sie sich in Venedig, besonders aber den Canal Grande und die Riva entlang rudern. Oder sparen Sie das für den Abend auf bis zum Aveläuten, wo die Beleuchtung am schönsten ist, und machen Sie zunächst Terrainstudien.“

„Was verstehen Sie darunter?“ fragte ich.

„Ich meine, besehen Sie sich den Palazzo gründlich, dessen Mauern Sie gastlich umschließen. Die Ca' Spada ist im Bädecker doppelt angesternt wegen ihrer Kollektion venezianischer Meister, wissen Sie, also verlorene Liebesmüh' ist's damit noch nicht. Und wenn Sie die Gnade haben wollen, mich als Cicerone bei Ihrem Rundgang anzunehmen, so tun Sie noch nicht schlecht daran, denn ich weiß reichlich so viel von allem wie der alte Danieli, der sonst die „Splendid!“, „Reizend!“ und „Charmant!“ ausrufenden Fremden in den Paradezimmern umherführt und sicher schmunzelnd die Obolusse einsackt, die ihm verboten sind, anzunehmen.“

„O!“ protestierte ich gegen diese Insinuierung, schwach zwar, aber dennoch und setzte hinzu: „Wenn Sie nichts Besseres vorhaben, Herr Doktor, so fühle ich mich versucht, von Ihrer Güte Gebrauch zu machen, falls der alte Danieli das nicht als einen Eingriff in seine Rechte betrachtet.“

„Kaum," war die freundliche Entgegnung, „denn der Palast ist den Fremden für den Augenblick verschlossen — die Konsulate erteilen jetzt keine Permessi dazu. Warum? O, der Marchese will Veränderungen vornehmen — ich soll einmal zusehen, ob sich nicht ein besonderer Tizian-Salon zusammenstellen läßt. Eine eigentliche Bildergalerie ist nicht vorhanden — die Gemälde hängen in den einzelnen Sälen und Zimmern verteilt und haben oft recht schlechtes Licht. Für mein Amt als Cicerone spricht noch, daß ich Sie nicht nur in den Paradezimmern, sondern überall herumführen kann, denn Sie wissen, daß es die Rumpelkammern sind, die ein altes Haus interessant machen!"

„Ganz mein Fall!" versicherte ich aufspringend. „Darum verschmähte ich auch Danielis freundliches Angebot, eines der modern eingerichteten Zimmer zu beziehen. Dafür hab' ich jetzt sogar zwei, was eigentlich unbescheiden ist. Herrliche alte Zimmer, Herr Doktor, gleich am Eingang zum Korridor des sogenannten alten Flügels gelegen —."

„Ich weiß — Danieli hat es mir gesagt," unterbrach er mich. „Sie haben die Stanza d'oro und die Stanza della Dogaressa —"

„Della Dogaressa?"

„So genannt, weil die Witwe des ersten Dogen aus dem Hause Spada es bewohnte. Das war in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Nach ihr hat nur noch eine Person — die Gemahlin ihres Enkels Michele Spada diese Zimmer bewohnt und seitdem nur hin und wieder ein Gast und das erst in diesem Jahrhundert. Es sind sicher mit die schönsten Gemächer des Palastes, leider aber abgelegen und gemieden wie der ganze alte Flügel."

„Und der ganze Palast," ergänzte ich, und da Doktor Marino darauf nichts sagte, setzte ich hinzu:

„Also ein Dogengeschlecht sind die della Spada auch?"

„Drei von den ihren haben auf dem Dogentron gesessen, — zwei, von Tizians Hand gemalt, werden Sie

unten sehen*)," erwiderte er, mir die Tür öffnend. Draußen auf dem Gange trafen wir den alten Danieli, von dem Doktor Marino die Schlüssel forderte, die meinem Begleiter mit einem Diensteifer ausgehändigt wurden, welcher bewies, in welchem Ansehen er bei dem Marchese im besonderen und bei dem ganzen Hause im allgemeinen stehen mußte. Als ich dieser Beobachtung Worte gab, lachte er in seiner harmlosen Weise und meinte:

„Das ist nicht mein Verdienst, sondern nur die Gewohnheit. Ich bin mit dem Marchese aufgewachsen und gar nicht mehr von ihm zu trennen — in den Begriffen der Leute."

„O, dann ist Ihre Stellung auch eine ganz andre, als ich sie mir eigentlich gedacht," sagte ich, fast enttäuscht. „Ich hatte Sie mir so gewissermaßen als Schicksalsgenossen ausgemalt, aber das war ein falsches Bild, denn ich bin die bezahlte Vorleserin auf Kündigung, und Sie sind der Freund und Hausfreund, der unabhängige Gefährte des Herrn dieses Palastes."

„Wer ist ganz unabhängig in diesem Leben?" fragte Doktor Marino. „Unabhängigkeit ist nicht immer Glück, hat die Königin Natalie von Serbien gesagt, und sie hat wohl recht, wie mir scheint. Das Warum liegt nahe genug. Im übrigen werden Sie in der Marchesa eine sehr liebenswürdige Dame von echter Herzensgüte finden, von der abhängig zu sein Ihnen nicht herb erscheinen wird. Natürlich — ein kleiner Ruck an der Kette wird wohl von Zeit zu Zeit fühlbar sein, aber solch einen Ruck spürt auch der König auf seinem Thron, vielleicht öfter noch als Sie ihn spüren werden. Treten Sie ihr nur ohne Vorurteil entgegen — sie selbst ist eine der vorurteilslosesten Frauen, die ich kenne, die weder in ihrem angeborenen und angeheirateten Purpur posiert, noch sich etwas darauf einbildet, sondern ihre hohe Stellung als eine Verpflichtung, ihrer würdig zu sein, auffaßt."

*) Für diejenigen, welche venetianische Geschichte kennen, bemerke ich, daß ich sehr wohl weiß, daß Venedig nie einen Dogen aus dem Hause Spada hatte. Damit erhellt wohl von selbst, daß der Name nur ein fingierter ist, der den wirklichen decken soll. D. V.

„Dann muß die Marchesa eine seltene, herrliche Frau sein," rief ich, hingerissen von meines Begleiters warmen Worten.

„Das ist sie," bestätigte er ernst, aber freundlich.

„Und der Marchese?" fragte ich interessiert.

„O, über den müssen Sie mich nicht fragen — ich bin zu nahe befreundet mit ihm, um nicht parteilich zu sein," erwiderte Doktor Marino lachend. „Es ist wahr, ich erkenne wohl manchmal einen seiner Fehler, aber ich bin dann auch immer geneigt, ihn nach irgend einer Seite hin zu beschönigen."

„Gott, das ist ja ordentlich rührend," sagte ich etwas spöttisch. „So etwas ist ja seit Orest und Pylades' Tagen kaum mehr dagewesen. Und wo lebt denn eigentlich der Marchese, wenn er doch niemals hier ist?"

„Im Winter ist er meist in Rom, wenn er nicht anderswo ist —"

„Danke für die ausgezeichnete Auskunft —"

„Ah, Pardon — ich habe keinen schlechten Witz machen wollen. In Rom hat der Marchese nämlich auch ein Haus — einen Palast, wenn Sie wollen, inmitten eines großen Gartens am Janiculus. Erbschaft von seinem Großvater, dem letzten Fürsten von Roccasanta. Aber der Marchese ist ein Freund historischer Studien und treibt sich daher viel in den großen Bibliotheken und Archiven Europas herum. Im Sommer geht er gern in die Alpen, denn auf dem Landsitz der Spada am Strande der Adria ist's ihm einerseits zu heiß, andererseits zu sehr bevölkert mit den Gästen, die seine Mutter gern um sich sieht —"

„Demnach ist der Marchese ein Stückchen von einem Sonderling und Misanthrop daneben — wie?" warf ich ein.

„Nein, nein, wirklich, das ist er nicht, keins von beiden! Aber gar nicht!" ereiferte sich Doktor Marino. „Nur, sehen Sie, langweilige und oberflächliche Menschen sind ihm schrecklich, und dann hat er eine entsetzliche Angst davor, verheiratet zu werden."

Ich konnte um die Welt nicht anders, ich mußte hell herauslachen und mein Gefährte lachte mit und wir lachten zusammen ein lustiges Duett, wie's die alten Mauern sicher lange nicht gehört. Ich mußte mir schließlich die Tränen trocknen, die mir aus den Augen liefen.

„Das ist ja zum Begraben!" stöhnte ich. „Ihr Marchese muß ein köstliches Baby sein, das Angst vor dem Verheiratetwerden hat!"

Doktor Marino mußte sich auch die Augen wischen.

„Sie haben vielleicht noch gar nicht einmal so unrecht," sagte er dann. „Aber nun stellen Sie sich einen Menschen vor, der Chef eines großen Hauses ist und dem die Familie seit fünfzehn Jahren vorpredigt, daß er es dem Hause schuldig ist, eine junge, schöne, reiche und vornehme Frau zu nehmen, und eben dieser Mensch sieht das alles zwar ein und findet das Mädchen aber nicht, das nach seinem Geschmacke ist, weil er zu den von der Familie gewünschten Eigenschaften noch andere verlangt, als da sind: Herzensgüte, Verstand und so weiter. Er hat ja erklärt, er nimmt sie, wenn er das alles zusammen bei einem Mädchen findet. Diese Erklärung sollte ihn retten, aber was war das Resultat? Daß er bei seiner Mutter und bei seinen Schwestern sich nicht zeigen darf, ohne daß ihm diesbezügliche Vorschläge gemacht werden und ohne daß er zwei oder drei holde Jungfrauen zu seiner gefälligen Wahl als liebe Gäste dort vorfindet. Sogar Witwen hat man ihm schon präsentiert. Und nun sagen Sie selbst: gibt es einen Menschen, der so frei ist von aller und jeder Schwäche, der einfach ein Klotz Holz ist, daß es nicht schließlich doch gelänge, ihn in einem schwachen Augenblicke einzufangen? Aber er will sich nicht fangen lassen und wählt darum lieber das Odium, als ein Vagabond auf der Oberfläche der Erde verschrieen zu sein."

„Ja, so ist die Sache schon verständlicher und der Marchese hat mein volles Mitgefühl," versicherte ich meinem sich ereifernden Begleiter. „Hoffen wir, daß es ihm gelingt, allen ihm gelegten Fallstricken zu entgehen und bewundern wir inzwischen seine Schätze, ja?"

Wir hatten dies Gespräch die Treppe herabsteigend und vor einer prachtvoll dekorierten und vergoldeten Tür des ersten Stockwerks geführt, die Doktor Marino nun aufstieß und mich durchzuschreiten bat. Wenn der Palazzo Spada in den Reisehandbüchern durch doppelte Sterne und fetten Druck der Beachtung von Kunstfreunden empfohlen ist, so ist ihm dadurch nichts als die einfachste Gerechtigkeit widerfahren, denn es ist unmöglich ein Haus zu sehen, in welchem sich edelste Kunst mit gediegenster Pracht und größter Vornehmheit als Ausdruck beider verbindet. In den Prunkräumen herrscht der Charakter vor, der bei der Ausschmückung des Dogenpalastes maßgebend war. Deckengemälde von Tintoretto und Paolo Veronese feierten die Taten der drei Dogen, welche das Haus Spada der Republik gegeben, Gemälde von den Händen der größten venetianischen Meister und zwar zumeist Familienporträts schmückten die mit kostbarsten seidenen und Ledertapeten bekleideten Wände in verwirrender Menge; die Möbel, aus den verschiedensten Epochen, zeichneten sich durch reinsten Stil und kostbarste Ausführung aus. Venedigs Textilindustrie hatte die schwersten, herrlich gemusterten Stoffe zu Vorhängen und Bezügen geliefert, Muranos Glasfabrik seine herrlichsten, feenhaftesten Produkte hergegeben, die Räume auch in dieser Hinsicht zu dekorieren. Und was für mich das schönste von allem war: es gab keine schulmeisterlich-pedantisch geordnete Bildergalerie, keine gähnend langweiligen Prachträume im Palazzo Spada: ein jeder Raum schien direkt zum Bewohnen bestimmt, wenn auch das Minderwertige keinen Platz darin gefunden.

Ich verfocht warm vor Doktor Marino diese meine Ansicht und sprach mich gegen die Errichtung einer Galerie aus, aber darin verstand er mich mit meinen Ideen von deutschem Grandseigneurtum nicht, das seine ersammelten und erworbenen Kunstschätze nur als Dekoration seiner Räume ansieht und der Meinung ist, daß das große Publikum kein Recht daran hat. Seiner Meinung nach erforderte es zunächst der Respekt und

ie Pietät vor den großen Meistern, daß man ihre Werke in das günstigste Licht brächte und das Nationalgefühl und der Lokalpatriotismus verlangten, daß man llen Zutritt zu gewähren habe, welche kommen wollten, ch an den Perlen nationaler Kunst zu erbauen, zu ilden und zu erquicken. Nicht nur der Adel verpflichte, ondern auch der Reichtum und der Besitz — wenn der Anblick des letzteren zur Bildung beitragen könne, dürfe an ihn nicht neidisch, gleichgültig oder vorsätzlich der Allgemeinheit entziehen. Nun, das waren großherzige Ansichten, die Doktor Marino mit seinem Freunde, dem Marchese, vollkommen teilte und die ich nur bewundern nd mit lebhafter Zustimmung aufnehmen konnte.

In unserer langsamen Wanderung durch die dem nständigen Publikum gegen permessi der verschiedenen onsuln geöffneten Räume der ersten Etage, welche sich fortwährender Verbindung durch beide Teile des alastes zogen, kamen wir schließlich in ein kleines ckgemach, an dessen mit roter Seide bekleideter Längsand der Tür gegenüber ein Bild hing, über das ein idener Vorhang gezogen war. In den andern Räumen atten wir öfter derart verhüllte Gemälde getroffen und oktor Marino mir erklärt, daß diese Vorhänge zum chutze besonders kostbarer Gemälde angebracht seien, eziehungsweise solcher, die man in der Richtung des einallenden Lichtes nicht durch ein Glas schützen könne, olle man es durch die Spiegelung nicht ganz der Bechtigung entziehen. Hier fiel mir auf, daß der Vorhang icht aus diesem Grunde angebracht sein konnte, und ich ermutete daher ein besonders wertvolles Objekt hinter en schweren, purpurnen Damastfalten.

„Sie haben recht," bestätigte Doktor Marino meine Vermutung. „Ehe ich diesen Vorhang aber lüfte, müssen Sie mir als richtigen Cicerone gestatten, etwas von der Geschichte derjenigen auszuplaudern, welche das Porträt arstellt. Ein Stückchen Familiengeschichte, die Danieli onst seinem erstaunten Publikum mit gedämpfter Stimme und Zusätzen, die ich mir versagen will, zum

Vortrag bringt. Familiengeschichte ausplaudern ist nicht hübsch, aber wenn das Thema über vierhundert Jahre alt ist, darf man schon eher davon reden — Gemeingut des venetianischen Volkes ist die Geschichte längst, wie alle die Dramen, von denen jedes Haus sein Skelett im Schranke hat. Das Glück eines Hauses geht die Leute nichts an — das Unglück wird aber gewissenhaft registriert. Also — das Bild stellt die Gattin jenes Michele Spada dar, dessen Großmutter, die Dogaressa, Ihr jetziges Wohnzimmer bewohnte oben im alten Flügel. Von Giambellinis Meisterhand im Brautgewande dargestellt, ist wohl nichts Lieblicheres, nichts Unschuldigeres, Kindergleicheres zu sehen, als das Bildnis der Yolanta Tiepolo, die als eine ebenerblühte Mädchenknospe von sechzehn Jahren Michele Spadas Gemahlin wurde. Aber das reizende Bild lügt, wie es damals gelogen, als es noch lebendig im Palazzo Spada wandelte, denn die junge Frau hat heimlich und wohl nicht allein das Haus ihres Gatten verlassen und ist seitdem verschollen geblieben. Aus Briefen Michele Spadas, die noch im Archiv existieren, geht leider hervor, daß Donna Yolanta in Gesellschaft eines griechischen Nobile die Stadt verlassen haben muß — aber ob der gekränkte Ehemann den Verführer seines Weibes je gesucht, gefunden und bestraft hat, davon wissen wir nichts."

„Und davon redet man heute noch in Venedig?" fragte ich ungläubig.

„Nun, das Objekt war eine Tiepolo von Geburt und eine vermählte Spada!" erwiderte Doktor Marino mit dem ganzen naiven Stolz des Lokalpatrioten, wie ich im ersten Moment dachte, wenn nicht ein besonderer Blick von ihm mir gesagt hätte, daß er mich mit der Nennung dieser beiden großen venetianischen Namen einschüchtern wollte und nun prüfte, ob's ihm auch gelungen sei.

„Ich bitte Sie!" sagte ich deshalb mitleidig. „Es wird in Venedigs Familiengeschichten nicht der einzige Fall sein, daß ein junges, irregeleitetes Herz den falschen

Weg gegangen, daß eine Gattin ihren Gatten verlassen!"

„Das ist leider wahr," gab Doktor Marino zu. „Aber — die Tradition, der Volksmund will, daß sie, von Reue verzehrt, in der Fremde gestorben und verdorben sei."

„Dazu braucht's des Volksmundes nicht, das läßt sich leider auch so vermuten!" erwiderte ich.

Mir war's, als wollte Doktor Marino noch etwas hinzufügen, aber dann schien er sich anders zu besinnen. Er trat an den Vorhang heran, suchte nach den Schnüren und nachdem er sie gefunden, zog er rasch den verhüllenden Stoff von dem Bilde zurück, bei dessen Anblick ich mit einem leisen Schrei zurückfuhr und mit den Händen an meinen Kopf faßte, wie um mich zu vergewissern, daß ich nicht träumte!

Denn vor mir, in halber Figur, stand auf dem Grunde einer grünsamtenen Tapete in prächtig golddurchwirktem, weißem Brokatstoffkleid, das die Arme bis zu den schönen, lilienschlanken, weißen Händen in mächtig gepufften Aermeln verhüllte, den schönen, zarten Hals aber freiließ, das Haar, von der Farbe eines reifen Aehrenfeldes, lang, dicht und kraus herabwallend und mit Juwelenspangen von den Schläfen aufgenommen, das leibhaftige Bild meiner nächtlichen Besucherin!!!

„Wen stellt das Bildnis dar?" fragte ich erregt und als ich Doktor Marinos erstaunt auf mich gehefteten Blick sah, setzte ich hastig hinzu: „Ich weiß — die Donna Jolanta della Spada, sagten Sie. Ich meine nur — von wem ist dies Bild gemalt und wann?"

„Giambellini malte dies Meisterwerk. Das Verschwinden der Donna Jolanta aber fällt in den Herbst des Jahres 1490."

„1490!" wiederholte ich, den Blick nicht von dem Bilde gewendet, „1490! Und heute schreiben wir 1900! Vierhundertundzehn Jahre sollen es her sein, daß sie gelebt, gebangt, geliebt und gelitten hat? Herr Doktor!

Sie muten meinem Glauben viel zu, denn so wahr ich diese meine Hand in die Höhe hebe, so wahr ist's, daß diese — Dame heut Nacht in meinem Zimmer war und neben meinem Bette gesessen ist!"

Kaum hatte ich, erregt wie ich war, diese Worte gesprochen, als ich sie auch schon bereute, denn ich hatte damit meinen Vorsatz gebrochen, nichts von dem zu erzählen, was ich erlebt und gesehen seit gestern abend, und nun fürchtete ich und empörte mich im voraus, das höflich-spöttische Lächeln des Doktors zu sehen. Aber wie erstaunte ich, als er wohl lächelte, aber in ganz anderer Art und dann sagte:

„Es bedarf Ihrer schwurartigen Versicherung nicht, gnädiges Fräulein, denn ich habe erwartet, daß Donna Yolanta Sie besuchen würde — wie sie mich heut nacht, gestern abend — ja sogar heut morgen schon besucht hat!"

Ich sah den Doktor, sah das Bild an, das im Zauber seines durchsichtigen, perlmutterzarten Teints, in der Glorie seiner Kinderunschuld auf mich herablächelte und drückte hart meine Hände zusammen, um mir Gewißheit zu geben, daß ich wach und bei Sinnen sei.

„Herr Doktor," sagte ich, unwillkürlich flüsternd, „Sie wollen doch damit nicht sagen, daß —"

„Daß, da Donna Yolanta bestimmt schon vierhundert Jahre lang tot ist, es nur ihr Geist sein kann, der hier wandelt?" vollendete er meine Frage.

„Ja, mein gnädiges Fräulein, da fragen Sie mich mehr, als ich beantworten kann. Ich habe mich mit Spiritismus nie beschäftigt, weil ich mir davon keinen ersprießlichen Vorteil des Wissens verspreche, und ich fürchte, selbst ein gewiegter Spiritist wird hier auch nur seine eigenen, höchst persönlichen Vermutungen zum besten geben können. Tatsache ist, daß das Haus Spada seit dem Jahre 1490 von der ständigen Gegenwart einer Erscheinung heimgesucht wird, welche die Züge dieses Bildnisses trägt und unter Tränen und Lächeln zu bitten scheint, ihr zu folgen. Jedes Kind in Venedig kann Ihnen davon erzählen. Ich muß wohl den Ausdruck „Er

scheinung" gebrauchen, da ich nicht gut „Haluzination" nennen kann, was so viele schon gesehen. Die Vorfahren der Spada hatten wohl bessere Nerven als die heutige Generation, denn sie ließen sich von der ihnen ganz familiär gewordenen Erscheinung nicht vertreiben, sondern bewohnten den Palast zur traditionellen Zeit unentwegt, bereicherten ihn und schmückten ihn mit den besten Kunsterzeugnissen ihrer Zeiten. Noch die Großeltern des jetzigen Marchese hielten tapfer stand und pflegten von der Erscheinung zu reden, wie von einem Mitgliede des Familienkreises. Erst die Mutter des Marchese war es und ist es, die sich der Sache nicht gewachsen zeigte und, aus Entsetzen über diesen ständigen Gast des Hauses aus einer anderen Welt, schließlich so ernstlich krank wurde, daß der verstorbene Marchese den Palast verließ und um seiner Frau willen ihn bis zu seinem Ende mied. Dieser Umstand hat der Sage natürlich noch reicheren Stoff geliefert und der Volksmund spinnt Schauergeschichten um den Palazzo Spada, die wohl schon ein ganzes Geistesheer durch seine Räume jagen lassen!"

„Und was sagt der Besitzer, der Marchese, dazu?" fragte ich gespannt.

„Der Marchese? O, er kennt das Vorurteil, oder wenn Sie lieber wollen, die begründete Abneigung seiner Mutter gegen den Palast natürlich, und da sie sich einbildet, die Erscheinung könnte ihm verderblich werden, so hat er, um sie nicht zu beunruhigen, sich dem Palaste, seitdem er der Chef des Hauses — seit zwei Jahren — ist, gänzlich ferngehalten. Aber, unter uns, sein Glaube an die Geisterwelt ist kein unbedingter und durchaus kein starker — er kann sich dem Zeugnis seiner eigenen Augen nicht gut entziehen, aber er hegt den ketzerischen Gedanken, daß Menschenaugen sich täuschen können, und da ich auch seine Ansicht teile, so hat er mich in geheimer Mission hergesandt, um dem Geheimnis der Erscheinung im Palazzo Spada auf die Spur zu kommen!"

„Erscheinungen, Herr Doktor," konnte ich nicht umhin zu berichtigen. „Nicht allein Donna Yolanta hat

mich heut nacht besucht — in meinem Wohnzimmer, der Stanza della Dogaressa, hatte ich gestern abend die Ehre, einen Gentleman zu sehen, der seiner Tracht nach gut ein Zeitgenosse der Donna sein könnte."

„O, in der Tat!" erwiderte Doktor Marino nachdenklich. „Ja, es ist ganz eigen — während jene allenthalben in jedem Raume des Palastes schon gesehen wurde, ist dieser nur in der Stanza della Dogaressa zu sehen. Wer es ist, oder besser, was er gewesen, weiß man nicht — es ist nicht Michele Spadas Doppelgänger, denn wir haben sein Porträt, es kann nicht der Grieche sein, denn die Tracht ist venetianisch. Diese Erscheinung ist ein absolutes Rätsel. Daß Danieli, der Majordomo, der die Sache doch kannte, Ihnen jene Zimmer öffnete, ist nicht recht von ihm, denn die Stanza d'oro, in welcher Sie schlafen, war auch das Schlafgemach der Donna Yolanta. Ich möchte Ihnen den Vorschlag machen, die Zimmer unter allen Umständen zu wechseln."

„Wozu, wenn Donna Yolanta doch Zutritt zu allen Räumen hat?" fragte ich nicht ohne Spott.

„Das ist wahr. Aber die Stanza della Dogaressa —"

„O, wenn **ich** den Herrn nicht geniere, **mich** geniert er nicht," behauptete ich kühn, wenn auch weniger aus vollster Ueberzeugung, als getrieben von dem Geist, der stets verneint. Und da der Doktor darauf nichts erwiderte, setzte ich hinzu: „Glauben Sie nicht, daß alles das sich noch ganz natürlich aufklären wird?"

„Ich hoffe es," sagte er. „Ich habe mich sogar schon des Sakrilegiums schuldig gemacht, den alten braven Danieli im Verdachte zu haben, in dieser Komödie den Oberregisseur zu spielen —"

„Aber der brave Danieli kann doch unmöglich vierhundert Jahre alt sein," fiel ich ein.

„Er ist nicht einmal so alt als Abraham," bestätigte mir der Doktor. „Aber ich kenne einen Präzedenzfall aus einer römischen Familie, in welcher eine Generation nach der andern von Verwaltern ihres Hauses durch die geschickte Darstellung einer Erscheinung daraus verjagt

worden ist. Der letzte dieser Verwaltergenerationen, die einfach das Haus für sich zu haben wünschten und die Herren aus eigenen Gründen in demselben nicht brauchen konnten, bekannte auf seinem Sterbebette den Betrug und produzierte die Maske, welche nach der vorhandenen Büste des Ahnherrn auf dessen Grabmal durch Wachsabdruck und Uebermalung sehr ähnlich hergestellt war. Die Sache hat vor ein paar Jahren großes Aufsehen gemacht und mir den Gedanken eingegeben, ob hier nicht ein ähnlicher Betrug gespielt wird, denn das Geschlecht der Danieli dient dem der Spada schon seit mehr denn fünfhundert Jahren. Die Sache hat nur insofern ihren Haken, als sich die Spada bis auf den vorigen Marchese nicht haben vertreiben lassen und daß der Erscheinung tätlich nicht zu Leibe zu gehen ist. Ich habe mit einem Teschingpistol, um keinen Lärm zu machen, nach ihr geschossen — es hat sie gar nicht berührt, — ich bin mit dem Degen auf sie losgegangen — mein Stich schien nur die Luft zu treffen. Es scheint, als hätte ich dem alten Daniel doch Unrecht getan, als wäre die Erscheinung doch eines jener Rätsel, die für den Menschenverstand zu schwer zu erraten sind.

„Oder so kinderleicht, daß wir schon darum gar nicht auf die Lösung kommen," warf ich ein.

Doktor Marino zuckte mit den Achseln.

„Vielleicht haben Sie recht — aber ich glaub's nicht," erwiderte er ehrlich. „Die Marchesa hat Sie jedenfalls in dem Glauben hergesandt, daß Sie von den Erscheinungen nichts sehen werden, denn der Palazzo Spada hat schon solche Gäste gehabt. Die Frage ist nun, ernsthaft und ohne Komplimente: wollen Sie hier ausharren, oder wollen Sie lieber in ein Hotel übersiedeln?"

Ich antwortete nicht gleich, denn offen gesagt, ich hatte Lust, das Hasenpanier zu ergreifen, weil die Sache doch etwas Unheimliches hatte. Andererseits schien mir der Palazzo Spada wie ein schöner Traum, den man nicht eher aufgibt, als man muß, und wenn die Marchesa mich auch nur zwei Tage hier ließ, so konnte ich während

der Zeit doch in allem schwelgen, was meiner Seele Manna war.

Ich dachte dabei vornehmlich an die herrlichen Bilder, die ich hier so lange betrachten durfte, als ich mochte, und dabei fiel mein Blick auf den Giovanni Bellini vor mir. Sollte ich mich fürchten vor dem holden Geschöpfe, das es darstellte, vor dem süßen Kinderantlitz, das mir heute nacht fast noch rührender vorgekommen war, als hier im Rahmen von Meisterhand gemalt. Unschlüssig, schwankend, schweifte mein Blick ab nach dem Fenster, und dort — so wahr ich selig zu werden hoffe, dort stand sie, wie ich sie in vergangener Nacht geschaut, in dem schlichten, herabfließenden Nachtgewand, mit nackten Füßen, im hellen, leuchtenden Sonnenschein, die Hände gefaltet, wie in stummer Bitte.

Ich sah sie — und mich etwas links wendend, um zu sehen, was Doktor Marino tat, merkte ich, daß auch er sie sah, an der Richtung seines Blickes, an dem Ausdruck seiner Züge. Und ich sah auch, wie sie ihn und mich anblickte — ihn mit seltsam pathetischem Ausdruck, fast vorwurfsvoll, mich aber mit einem so heißen, so ungemein beredtem Flehen.

Und ich streckte die Hand gegen sie aus und trat einen Schritt näher.

„Ich bleibe," sagte ich fest. „Wollte Gott, ich könnte bleiben, bis ich wüßte, um was die Arme schon so lange bittet. Vielleicht errate ich's —"

Weiter kam ich nicht, denn ich blickte ins Leere — die Erscheinung war fort, wie aufgesogen von den hellen Sonnenstrahlen, die zu dem Fenster hineinfluteten in das kleine Eckzimmer.

Wieder trafen sich Doktor Marinos Blick und der meine.

„Das Geisterbannen scheinen Sie so wenig zu verstehen als ich," sagte er mit gutmütigem Spott und wie's mir schien, mit leicht bebender Stimme.

„Weil Geisterbannen nichts als Humbug ist," rief ich förmlich fiebernd vor Erregung. „Was wissen wir

davon? Und Sie sind hier, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen? O, lassen Sie mich dabei helfen, ja?" —

„Nur zu gern täte ich das," erwiderte Doktor Marino. „Aber — verzeihen Sie meinen Zweifel — was könnten Sie in dieser Sache tun, Sie, die Sie hier im Hause eine Fremde sind, während ich jeden Winkel darin kenne oder zu kennen glaube, denn wer fände sich ganz zurecht in diesen weiten, oft sehr verborgenen Räumen? Aber wenn Sie mir Ihre Hilfe zur Lösung dieses Mysteriums anbieten, so sehe ich nicht ein, weshalb ich sie nicht annehmen sollte, denn vier Augen sehen mehr wie zwei, und wiederum zwei Köpfe denken mehr und nach verschiedenen Richtungen wie einer. Nur fürchte ich, wird Ihre Mitarbeiterschaft an meiner Mission nicht von langer Dauer sein."

Ehe ich darauf etwas erwidern konnte, wurde mir die Beantwortung von anderer Seite aus der Hand genommen, denn der Majordomo war uns in das Kabinett gefolgt und präsentierte mir einen Brief, der, wie ich gleich erkannte, von der Marchesa kam. Ich erbrach ihn, überflog den Inhalt und sagte dann dem diskret zur Seite getretenen Doktor:

„Die Antwort, ob eine Übernahme meiner Mitarbeiterschaft an Ihrer Mission lohnt, kann ich Ihnen nun geben. Die Marchesa teilt mir mit, daß ihre Tochter den Typhus, wenn auch zum Glück in leichterer Form hat und sie Wien nun vor Abhaltung einer Quarantäne von acht bis zehn Tagen nicht verlassen könnte. Sie fragt mich, ob der Aufenthalt im Palazzo Spada mir angenehm sei, andernfalls, wenn ich irgend eine Ursache hätte, ihn verlassen zu wollen, müßte ich eben allein nach Florenz reisen und sie dort erwarten. — Nun, so sehr ich die Erkrankung der Tochter dieser gütigen und rücksichtsvollsten Dame bedaure, im selben Grade beglückwünsche ich mich, dadurch in den Palazzo Spada gekommen zu sein, den ich im andern Falle nie gesehen und betreten hätte. Natürlich bleibe ich hier und werde das der Marchesa sofort schreiben. Wenn

Sie, Herr Doktor, mich später weiter herumführen wollen, wäre ich Ihnen sehr dankbar. Jetzt natürlich ist es meine Pflicht, zuerst der Marchesa zu antworten, ehe ich an anderes denken kann."

„Natürlich," stimmte mir der Doktor zu. „Aber, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen einen Rat zu geben, so wäre es der: erwähnen Sie nichts von dem — dem Ungewöhnlichen, das Sie hier gesehen."

„O, gewiß nicht," versicherte ich. „Ich hatte es nicht im Sinne zu tun, danke Ihnen aber trotzdem für den guten Rat."

Wir schritten schweigend die Reihe der Prunkgemächer zurück, durch die wir gekommen, als wir uns aber dem Ausgange näherten, blieb der Doktor stehen.

„Ich habe eine Bitte an Sie, gnädiges Fräulein," sagte er, „eine recht sonderbare Bitte. Erwähnen Sie in Ihrem Briefe an die Marchesa nicht, daß ich hier bin!" —

Ich sah ihn überrascht an, aber ich fand mich gleich zurecht.

„O, ich verstehe," sagte ich. „Die Marchesa soll nicht dadurch beunruhigt werden, daß ihr Sohn dem Mysterium auf die Spur kommen lassen will durch eine ihrem Hause so nahe stehende Persönlichkeit wie Sie. Nun, ich bin eigentlich keine Freundin von Verheimlichungen, aber wenn Sie, der in diesem Falle die bessere Erkenntnis haben muß, es wollen, so kann ich über die Tatsache einfach hinweggehen, ohne mich einer Unwahrheit schuldig zu machen."

Der Doktor verneigte sich.

„Sie haben meinen Grund für diese scheinbar sehr sonderbare Bitte richtig erkannt und teilweise erraten," sagte er. „Wenn ich Sie bitte, es dabei vorläufig bewenden zu lassen, so verspreche ich Ihnen zugleich auch, Ihnen den anderen Teil meiner Beweggründe mitzuteilen, wenn die Zeit dazu gekommen ist."

„O," sagte ich lächelnd, „das klingt so mysteriös, wie man es eben im Palazzo Spada nicht anders erwarten kann."

„Nicht wahr?" lächelte auch er zurück — — zu hübsch war er, wenn er so lächelte — „wer weiß, ob Sie das Sesam auch d a z u nicht schon in der Kleidertasche mit sich tragen."

Nun, etwas glaubte ich davon zu erraten, wenn ich's natürlich auch nicht sagte, nämlich, daß der Doktor seine Bedenken hatte, weil doch die Duenna für uns beide fehlte, ohne die in Italien keine unverheiratete Dame mit einem dito Herren sprechen darf und wenn sie über das Schwabenalter heraus ist und zehnmal den Abraham gesehen hätte. Ob die Marchesa dieselben engherzigen Ansichten hegte und ihre Tochter genau so schlecht erzogen hatte, wie danach alle Italienerinnen erzogen sein mußten, wußte ich natürlich nicht zu sagen, aber wahrscheinlich war sie auf alle Fälle moralisch verpflichtet, dem Götzen „Dekorum" zu opfern und hätte mich wohl auf alle Fälle aus dem Paradiese vertrieben, wenn sie gewußt hätte, daß der Sekretär und Freund ihres Sohnes auch darin weilte.

Mir das zurechtlegend in Gedanken erreichte ich meine Zimmer, fand sie wohl durchwärmt von prasselnden Kaminfeuern und die Stanza della Dogaressa sogar reich mit blühenden Topfgewächsen und abgeschnittenen Blumen in schlanken, gebrechlichen Venetianervasen dekoriert und dadurch wunderbar behaglich gemacht. Ich roch an den köstlichen La France-Rosen, an den Goldbandlilien in den maurischen Töpfen, an den wachsartigen Tuberrosen und wunderte mich über diesen zartfühlenden Majordomo, der alles dies so schön arrangiert. Oder hatte die Marchesa Ordre dazu erteilt? Ich mußte Luigi gelegentlich fragen.

Ja richtig, an die Marchesa wollte ich schreiben.

Ich holte aus dem Schlafzimmer meine Schreibmappe und setzte mich an den Tisch in der Mitte, vis à vis der Tür zu dem Schlafzimmer und der Ecke, in die mein Besucher vom Abend vorher gezeigt, legte den Bogen Papier vor mich hin, klappte mein Reisetintenfaß auf, tauchte die Feder ein und begann zu schreiben.

Ich war über die einleitenden Sätze aber noch nicht hinaus, als ich mich dabei ertappte, daß meine Gedanken ganz anderswo waren, als bei meinem Briefe und daß ich ganz andere Worte geschrieben, als ich gewollt. Ärgerlich über die mir sonst gar nicht eigene Zerstreutheit zerriß ich den Brief und fing einen neuen an, aber wieder ertappte ich mich dabei, daß ich überhaupt nicht schrieb, sondern „dösend" in jene bewußte Ecke starrte. Ja, was gab es denn dort zu sehen, daß es mich und meine Gedanken so total absorbierte, daß ich nicht einmal den Brief zuwege brachte, wegen dessen ich eigens mich hier niedergelassen? Eine tiefe Fensternische, im übrigen aber leer, sodaß man den gleichfalls holzgetäfelten Fußboden sehen konnte, der diese Zimmer vorteilhaft von den mit Marmorestrich versehenen der unteren Prachträume auszeichnete, einen parkettähnlich gelegten Fußboden, der kaum einen Schritt von der Fensternische entfernt unter dem schönen dicken, aber modernen Smyrnateppich verschwand, den man jedenfalls meinetwegen hier aufgeleat. Was also fesselte mich dort in dieser Ecke? Erst ganz nach und nach konnte ich mir's klar machen, daß es der Fußboden oder das Holzmuster desselben war, auf das sich meine ganze Aufmerksamkeit zu konzentrieren schien. Und es war nicht einmal etwas besonderes daran, sondern die Hölzer waren einfach im Zickzack gegeneinander gelegt, wie man es heutzutage in jeder Mietskaserne findet, nur daß hier die einzelnen Hölzer breiter waren, als man es sonst sieht, und an den Stellen, wo sie Zacken bildeten, mit einem auf die Spitze gestellten Viereck in einer dunkeln, fast schwarzen Holzart eingelegt waren, das etwa die Größe eines Tellers im Durchmesser hatte und mit zwei seiner Ecken jeweils den Winkel der Zacke berührte.

Und auf dieses uninteressante Muster sah ich hin wie gebannt, als ob meine Existenz davon abhinge, und die Zeit verging und mein Brief lag vor mir angefangen.

Mit Gewalt riß ich mich zusammen und brachte auch glücklich einen neuen Satz zuwege, doch als es an den neuen ging, fort waren die Gedanken, das heißt,

diese waren in das hochwichtige Problem vertieft, wieviel solcher Vierecke wohl den ganzen Zimmerboden bedecken mochten! Hm, — der Teppich deckte den Raum nicht ganz, überall, rund um das Zimmer, sah ein Stück des Fußbodens vor, da konnte man leicht zählen, wieviel dieser rautenartigen, verzogenen Vierecke das Zimmer in der Länge und wie viel es in der Breite hatte. Ich ließ meinen Brief liegen und fing an zu zählen, als ob davon mein Leben abhinge, ich hätte gar nicht anders gekonnt, ich mußte einfach. Teilweise auf den Knien rutschend, zählte ich die Rauten, wie Rübezahl seine Rüben, atemlos vor Eifer tat ich's. Achtzehn waren's in der Tiefe von der Tür bis zu den Fensternischen, in diesen lagen noch zwei, — in der Breite waren es fünfzehn, in den Fensternischen je drei. Rechnete ich nun die letzteren überhaupt von dem Zimmer ab, so mußten meiner Meinung nach zweihundertsiebzig dieser verschrobenen Quadrate auf dem Fußboden enthalten sein.

Nachdem ich das ausgerechnet, stellte sich urplötzlich neben einer gewissen Befriedigung über diese geistige Heldentat ein moralischer Katzenjammer bei mir ein, weil ich über solch' einem kindischen Spiel meinen wichtigen Brief liegen gelassen. Ganz beschämt über mich selbst schlich ich an den Tisch zurück und ergriff die Feder von neuem und siehe da, sie flog nur so über das Papier, als ob niemals Parkettquadrate meine Seele beunruhigt hätten. Ja, ich glaube, der Brief gelang mir so, wie ich ihn gewollt: dankerfüllt für die Güte meiner Brotherrin, begeistert vom Palazzo Spada und seinen Kunstschätzen u. s. w. u. s. w. Von den „Erscheinungen" und Doktor Marino kein Wort.

Letzterer hatte mir gesagt, daß ich jederzeit Zutritt zur Bibliothek hätte und mir dort immerhin zum Lesen auswählen sollte, was ich fände, denn da der Marchese alle Erwerbungen der neuen und neuesten Literatur nach Venedig schickte, sobald er sie gelesen, so würde ich nicht nur zu meiner Belehrung, sondern auch zu meiner Unterhaltung finden, was mein Herz begehrte.

Dieses Winks gedenkend, klingelte ich, als mein Brief beendet war, und ließ mich von dem herbeieilenden Attilio in die Bibliothek führen — einen mächtigen Saal im ersten Stock mit einem Deckengemälde von Tiepolo: Venezia als Protektorin der Wissenschaften. Man sah dem mit Büchern bis unter die Decke vollgepfropften Raume an, daß er wenig oder nie benutzt wurde, von System oder Ordnung keine Spur, alles steckte wild durcheinander, ungeordnet lagen die Handschriften hinter allerdings abgeschlossenen Vitrinen, ein großer runder Tisch schien zum Niederbrechen beladen mit illustrierten Zeitschriften aus allen Zungen und von den Fensternischen träumten uralte Erd- und Himmelsgloben von jener fernen Zeit, da sie noch eine Autorität waren.

Umschau haltend, gewahrte ich in einem der Bücherregale inmitten schweinslederner Folianten eine Reihe Bändchen der Tauchnitz-Edition, die noch recht neu aussahen, aber leider waren sie für mich in unerreichbarer Höhe. Ich schob mir einen der schweren, geschnitzten Stuhle herbei und konnte von diesem wenigstens den schrankartig geschlossenen Untersatz des Regals erklettern, was ich auch unbedenklich tat. So ging's, ich konnte auf den Zehenspitzen stehend sogar die Titel auf den Rücken der Bände lesen.

Mitten unter diesem Tauchnitz-Regiment stand ein größerer englischer Oktavband, dessen Titel mich gleich reizte, denn er verhieß Abhandlungen auf dem Gebiete des Okkultismus. Früher wäre ich verächtlich daran vorübergegangen, aber meine letzten Erfahrungen hatten mich stutzig gemacht. Ich zog also den Band aus der Reihe, dabei lockerten sich aber dahinter gestopfte Broschuren und Rollen — ein Schwanken, ein verzweifeltes Festhalten meinerseits und dann prasselten so etwa zwanzig Bände Tauchnitz nebst einer Waschkorbladung diverser Drucksachen über mein schuldiges Haupt hinweg wie ein Katarakt herab auf den Boden.

„Dio mio — wollen Sie die Wände hier einreißen?" hörte ich Doktor Marinos lustige Stimme durch den auf-

gewirbelten Staub klingen. „Oder sind Sie schon so hungrig, daß Sie durchaus Staub schlucken müssen? Doch Scherz beiseite — ich hoffe, Sie sind unverletzt?"

„Na, ich danke, der Kopf brummt mir doch etwas," konstatierte ich, mit Hilfe des Doktors von meinem „hohen Standpunkte" herabkletternd. „Aber wenigstens was ich wollte, hab' ich festgehalten," setzte ich hinzu, auf meinen Band Okkultismus deutend.

Der Doktor warf einen verächtlichen Blick darauf.

„Der Buchhändler schickte es zu — es ist bei uns nicht einmal aufgeschnitten worden, denn wer könnte solch Zeug verdauen?"

„Ich will's versuchen, ob mein Magen gut genug dazu ist," meinte ich lachend und betrachtete die Masse Broschüren und Bändchen, die mein plötzliches Verlangen nach Aufklärung in dieser Richtung ans Tageslicht befördert.

Eine vor Alter fast graue Pergamentrolle unter dieser Sintflut fiel mir ins Auge und ich bückte mich, sie aufzulesen und aufzurollen. Das Pergament war innen noch ziemlich farblos bis auf die Ränder und mit einer sehr sauberen Planzeichnung in farbigen Tinten und Tuschen bedeckt. Eine geschriebene, sehr verschnörkelte Legende stand in der linken, oberen Ecke.

„Das mag lesen, wer's kann," sagte ich nach einem vergeblichen Versuch, die Rolle Doktor Marino reichend, der die Inschrift nur kurz betrachtete und dann zu mir gewendet sagte:

„Wie doch der Zufall manchmal auf bestimmte Personen wartet, um durch sie zu wirken! Ein alter Index des Archivs führt da einen geheimen Plan des Palazzo Spada an, also einen Plan, der die geheimen Räume desselben verzeichnet. Erst heute früh hab' ich wieder zwei Stunden vergeblich nach diesem Plan gesucht, und Ihnen war es vorbehalten, ihn zu finden — da ist er. Gott weiß, wie lange er schon dort hinten gesteckt, gehütet von den modernen Geistern der Tauchnitz-Edition!"

„Ein geheimer Plan!" wiederholte ich. „Nein, wie interessant! Ist es für eine Person wie mich zu naseweis

oder zu unbescheiden, die Bitte auszusprechen, diesen Plan ansehen zu dürfen?“

„Nun, in anbetracht dessen, daß die Ca' Spada keine Festung ist und geheime Schätze darin kaum zum Verrat in Betracht zu ziehen wären, glaube ich, Ihnen diesen überwältigenden Vorzug gewähren zu dürfen,“ meinte der Doktor lachend. „Ein paar Jahrhunderte früher wär's freilich damit eine andre Sache gewesen. Zudem glaube ich, ehrlich gesagt, nicht, daß dieser Plan geheimere Geheimgemächer angeben dürfte, als den Eingeweihten bekannt sind, und diese dürften wiederum Sie kaum finden, selbst mit dem Plan. Ergo, die Interessen und Geheimnisse des Hauses Spada scheinen mir auf alle Fälle gesichert.“

„Herrgott, wie feierlich!“ erwiderte ich ganz überwältigt. „Mißverstehen Sie mich nicht, Herr Doktor, — es ist nicht die Sucht, den Geheimnissen des Hauses Spada nachzuspüren, sondern das archäologische Interesse, gehoben durch jenes köstliche Gruseln, das geheime Gemächer an sich verursachen —“

„Aber gnädiges Fräulein, als ob ich Sie nicht ohne das verstände,“ unterbrach mich Doktor Marino. „Ich kenne genau Ihre Triebfeder und habe mit meiner Rede nur gescherzt. Aber der Plan ist mir in der Tat wertvoll, schon weil er um reichlich hundert Jahre älter ist, als der älteste, den das Archiv hat und der wohl jedenfalls genauer ist, als dieser hier, der wiederum im archäologischen Sinne wertvoller ist. — Wissen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich es noch nicht aufgegeben habe, im Archiv die Aufklärung für die seltsamen Erscheinungen zu finden, die Sie und ich hier gesehen haben? Ich habe dort die Sysiphusarbeit der Sichtung unternommen, alle auf die Epoche des Michele Spada bezüglichen Dokumente, Briefe und Aufzeichnungen auszusondern und zu studieren. Scheinbar ist meine Arbeit bisher in diesem Sinne erfolglos gewesen, doch gebe ich es noch nicht auf, den Schlüssel dort zu finden!“

„Ach, wenn Sie mich bei der Arbeit doch gebrauchen könnten,“ sagte ich eifrig. „Mein seliger Vater, der

sich einen Namen gemacht als Numismatiker und Sphragist, hat mich ständig zum Entziffern der Umschriften und Legenden benutzt, und wenn ich auch auf altitalienisch nichts wert bin, auf Ziffern bin ich gut zu verwenden, und das wäre schon etwas geholfen, nicht? weil doch zwei mehr schaffen als einer!"

„Mir soll's schon recht sein," erwiderte Doktor Marino ernst, „aber —"

„O, Sie meinen den Marchese," fiel ich ein. „Ja, natürlich, wenn es dem Marchese unangenehm wäre, daß eine Fremde sich in eine solche Familiensache mengt, dann —"

„Nein, der Marchese ist nicht so engherzig," sagte Doktor Marino. „Aber die Welt ist es, und die italienische „propriety" ist noch viel leichter verletzt, als die englische —"

„O, bother propriety," rief ich lachend, aber ärgerlich. „Tu' ich denn etwas Böses? Was ich vor mir selbst verantworten kann, will ich auch vor der Welt verantworten!"

„Sie sollten die Welt doch besser kennen, die immer unverantwortlich urteilt!"

„Eben weil ich sie kenne, pfeif' ich auf ihr Gerede!"

Ich war ein bißchen ungeduldig geworden, denn das hat mich immer empört, daß man ein Mädchen, das schon unter dem Schutze des Elternhauses steht, noch auf Schritt und Tritt extra bemuttert und betantet verlangt, während kein Huhn nach der Waise kräht, die sich ihr Brot unter fremden Leuten suchen muß und damit gewissermaßen vogelfrei ist, oder besser gesagt, drachenfrei. Das war doch nun mein Fall und nun —

„O, das Pfeifen bleibt Ihnen unbenommen," sagte Doktor Marino belustigt. „Nur sehen Sie — man muß, wenn man sich ins Joch begibt, mit den Wölfen heulen und sich in die Eigentümlichkeiten eines Landes schicken aus Rücksicht für die Leute, bei denen man ist. Hab' ich recht?"

„Natürlich, Sie haben tausendmal recht," rief ich, ehrlich beschämt. „Ich hatte es in dem Lichte eben noch nicht betrachtet. Aber Sie sehen, daß deutsches Blut ebensogut vorschnell und unüberlegt sein kann, als ob's unter südlicher Sonne aufkochte und überschäumte. Also mit dem Archiv ist's nichts — ich seh's ja ein!"

„Wenn eine Duenna dabei wäre —"

„Ah, ja, wenn! Aber woher eine Duenna nehmen und nicht stehlen?"

„Nun, ich verpflichte mich, eine ungeraubte zu liefern," war die vergnügte Antwort. „Signora Danieli zum Beispiel wird selig sein, diesen Posten auszufüllen, wenn wir ihr erlauben, dazu spinnen zu dürfen. Sie ist das würdige Ehegespons des Majordomo, wissen Sie, und demgemäß viel stolzer und vornehmer, als die Marchesa selbst!"

„Ah! Und Sie glauben, daß sie sich herablassen würde —?"

„Ich glaube es und will mit ihr reden. Aber Attilio schlägt wie ein Berserker auf das Tamtam und wenn es Ihnen recht wäre, irdische Speise in Form eines Lunch, italienisch collazione, in meiner unwürdigen Gesellschaft zu sich zu nehmen —"

„Aber Herr Doktor, ich bin erstaunt — ohne Duenna?" fragte ich im hellsten Übermut.

„Es ist wahr," sagte er, ganz auf meinen Ton eingehend. „Doch nein, ich vergaß — Danielis Auge wird über uns wachen und Attilios Schafsgesicht uns schützend zur Seite stehen!"

„Also getrost — auf zur collazione," rief ich, vor Übermut um den Tisch chassierend.

Nun, die collaziono war eigentlich ein gewähltes kleines Diner, aber das vergnügteste, dessen ich mich seit Jahren erinnern konnte. Der Doktor und ich unterhielten uns, als hätten wir uns seit den Kinderschuhen gekannt, — doch nie im Leben hatte ich einen Menschen getroffen, mit dem ich so daheim war, und nur mit

Mühe mußte ich mich daran erinnern, daß er ein Fremder war. Welche Saite wir auch beiderseitig anschlugen, sie erklang immer als harmonischer Akkord, so stimmten wir in unsern Ansichten überein und bei allem, welch vollendeter Gentleman war Doktor Marino, welch ein vornehmer Mann in seinen Gesinnungen! Mit dem besten Gewissen von der Welt kann ich versichern, daß ich dieses Urteil für ein ganz objektives hielt und es jedem gesagt hätte, der es wissen wollte. Aber es war niemand da, dem ich es hätte dozieren können, und darum behielt ich's eben für mich.

Nachmittags unternahm ich eine Tour zu Gondel, natürlich allein, aber versehen mit den Instruktionen Doktor Marinos, Es war ein herrlicher, sonniger Oktobertag, warm, ohne heiß zu sein, die Luft goldig klar, und wie in einem unbegriffenen, schönen Traum glitt ich in der offenen Gondel über die Wasser dahin — — ein unbeschreibliches und eigentlich, wenn auch nicht ganz, so doch nur teilweis gerechtfertigtes Glücksgefühl durchströmte mich so warm und so überwältigend, daß ich am liebsten laut herausgesungen hätte. O, dieses Venedig! Was ich davon geträumt, gesonnen und mir vorgestellt, reichte ja nicht halbwegs an die Wirklichkeit hinan!

Was ich an jenem Nachmittag gesehen? O, das kann sich ein jeder im Bädecker nachlesen — ich seh's noch vor mir wie ein Nebelbild, aber es gehört nicht zu meiner Geschichte. Es dunkelte schon, als ich nach dem Ave-Läuten erst heimkehrte in den Palazzo Spada, in welchen die Nacht eingekehrt, aber die Treppen waren erleuchtet und in meinem Wohnzimmer brannte auf dem Tische eine sehr moderne Petroleumlampe unter einem rosa Schleier und im Kamin knisterte ein lustiges und sehr behagliches Feuer. Was wohl die Dogaressa, des Zimmers einstige Herrin, zu dieser Lampe gesagt hätte, die ein solch schreiender Anachronismus zu dieser Umgebung war!

Es war noch fast eine Stunde Zeit bis zur Pranza, dem Diner, und ich setzte mich an den Tisch, vor mir das

Buch über okkulte Wissenschaften, das ich mit heraufgebracht. Es trug einen berühmten englischen Autorennamen auf seinem Titelblatte, aber die Seiten waren nicht aufgeschnitten und ich nahm die Nadel aus meinem Hut, um mit diesem unvollkommenen Instrument das Aufschneiden zu besorgen. Vorher aber blätterte ich müßig in den zusammenhängenden Seiten herum, hier und da einen Satz lesend und zu dem Resultat kommend, daß es doch etwas schwere Lektüre sei, in absolut wissenschaftlichem Tone und Geiste gehalten, und da ich müde war vom vielen Sehen, so wollte ich das Werk zunächst zur Seite legen und leichtere Lektüre wählen, als mein Blick auf einen Satz fiel, den ich erst flüchtig, dann aufmerksamer und zum dritten Male mit höchstem Interesse durchlas mit dem Gefühl, als hätte ich hier, wenn auch vielleicht nicht den Schlüssel zur Lösung des Mysteriums im Palazzo Spada gefunden, so doch einen wichtigen Fingerzeig, wo der Schlüssel zu suchen sei. Der Satz lautete (in der Übersetzung) folgendermaßen:

„Was die auf Erden wandelnden Geister betrifft, so genügt ein in der Todesstunde sie erfüllender und beherrschender Gedanke, um sie an diese materielle Welt zu fesseln. Sie sind gewissermaßen die Amphibien zwischen diesem und dem andern Leben, befähigt, von einem zum andern zu streifen wie die Schildkröte vom Wasser auf das Land wechselt. Die Ursachen, welche eine Seele so fest an das Leben binden, das ihr Körper verlassen hat, beruhen auf mancherlei heftigen Gemütsbewegungen. Geiz, Rache, Furcht, Liebe und Mitleid haben nachgewiesenermaßen diesen Effekt gehabt. Für gewöhnlich aber ist die Ursache ein unerfüllter Wunsch, und ist dieser erfüllt, dann läßt die materielle Fessel nach. Es gibt viele bekannte Fälle, welche die seltsame Hartnäckigkeit dieser vergeistigten Besucher beweisen und ebenso ihr völliges Verschwinden, wenn ihre Wünsche erfüllt würden, oder wenn in einigen besonderen Instanzen ein annehmbarer Ersatz dafür geschafft worden war.“ —

„Ein unerfüllter Wunsch —“ war es das, was die Seele der lieblichen Donna Yolanta an den Palazzo Spada bannte? Jemehr ich darüber nachdachte, desto wahrscheinlicher wurde mir diese Erklärung, aber wie diesen „unerfüllten Wunsch“ erraten? Nach mehr als vierhundert Jahren! Ob Doktor Marino mit richtigem Instinkt danach forschte? Dann mußte er aber auch die Richtigkeit dieses Satzes anerkennen und die Ungeduld faßte mich, die Sache mit ihm zu besprechen. Ob er zur Pranza erscheinen würde? Ach, die Zeit war vergangen und mir blieben noch einige Minuten, mich etwas ordentlich zu machen. Rasch stand ich auf, in das Schlafgemach zu gehen und — prallte einen Schritt zurück, denn vor der Tür stand, das Gesicht mir zugekehrt, die Gestalt des rätselhaften Gentleman und deutete in die Ecke am Fenster. War das auch einer mit einem „unerfüllten Wunsch“? Zweifellos. Nun hatte ich heut erst damit renommiert, daß e r mich nicht geniere, aber wenn ich offen sein soll — ich hätte ihn lieber doch nicht in meinem Zimmer gesehen, trotz allen gerühmten Mutes war's doch ein eisiger Schauer, der mir bei seinem Anblick durch die Glieder kroch und sie fast lähmte. Aber nicht lange, dann gewann ich es über mich, einen Schritt näher zu treten.

„Ja,“ sagte ich laut, „ich werde suchen — ich werde mir alle Mühe geben, zu suchen —“

Wie gestern legte er die deutende Hand auf die Brust — fast sah's wie ein Lächeln aus, das über seine unschönen Züge huschte, und er war meinen Blicken entschwunden.

Nun, als ich diese Zeilen zu schreiben unternahm, habe ich mir das Wort gegeben, nicht nur alles Vorgefallene der strikten Wahrheit entsprechend zu erzählen, sondern auch nichts zu verschweigen, und demgemäß bin ich vor mir selbst verpflichtet, hier zu sagen, daß mich in diesem Moment ein fast wahnsinniges Entsetzen ergriff, denn was nun einmal über menschliches Verständnis hinausgeht und die Fassungskraft übersteigt, wird immer

eine nach verschiedenen Richtungen gehende Furcht erregen. Wenn ich so zurückdenke, wie Mut und Feigheit in mir sich den Widerpart hielten, muß ich verwundert sein über diese psychischen Widersprüche, aber mit Stolz darf ich sagen, daß der Mut obsiegte — freilich noch nicht an diesem Abend, an welchem ich jede Eitelkeit inbetreff der Verschönerung meiner Person der bleichen Furcht gegenüber einfach und rücksichtslos fahren ließ und nur das Buch aufraffend in würdeloser Eile auf den Korridor hinausstürzte, wo ich fast den guten Attilio umrannte, der indes unter mühesamer Behauptung seiner Balance die Formel hervorbrachte:

„Pranzo e pronta!“

Wie gejagt kam ich in dem Speisesaal an und wurde dort von Doktor Marino empfangen, der mir im Frack und weißer Binde entgegentrat, den Chapeau claque unterm Arm, als wollte er zu Hofe gehen. Nein, und was sah er in diesem nüchternen, nivellierenden, geschmacklosen Kostüm vornehm aus! — „wie ein Fürst“, um die bekannte lächerliche Redewendung zu gebrauchen. Sah er schon so gut, so tadellos schick aus in seinem alltäglichen Anzug nach bestem englischen Schnitt, der Frack saß und kleidete ihn, als wäre er für ihn erfunden.

„Nein,“ rief ich, „wie feierlich! Und ich komme in meinem Haus- und Straßenkleide, im guten Glauben, allein zu sein — da muß ich ja im Fluge Kehrt machen, und mich in Abendtoilette werfen —“

„Davon kann ich Ihnen nur dringend abraten in anbetracht dessen, daß Danieli eben die Suppe einschenkt und ein souflé auf dem Menu steht, was dann rettungslos zusammenfallen würde,“ erwiderte Doktor Marino lachend. „Außerdem empfehle ich meinen ganz und gar normalen Hunger Ihrer gütigen Nächstenliebe. Der Ihr allerhöchstes Entsetzen erregende Frack ist aber eine obligatorische Beigabe zum Diner und die Marchesa hält streng darauf. Da ich nun nicht ahnen konnte, ob Sie ein minder feierliches Erscheinen meinerseits nicht

als ein unverzeihliches Verbrechen an dem Opferfest, Pranza genannt, auffassen würden, so folgte ich mit diesem Kostüm einfach der süßen Macht der Gewohnheit."

„Die Rede war schön, aber sie wird Ihren Hunger noch vermehrt haben — darum auf zur Tafel!" erwiderte ich vergnügt, legte mein Buch zur Seite und tafelte mit meinem gefälligen Genossen so fröhlich und heiter, als hätte ich nie mein Hasenherz entdeckt.

Wir speisten wie bei Lukull und schwatzten harmlos vergnügt wie ein Schulbube und ein Schulmädel zusammen, und nachdem wir noch ein Vielliebchen zusammen gegessen, öffnete Danieli eine mir bisher verschlossen gebliebene Flügeltür und zeigte damit den Weg zu einem mit allem modernen Luxus ausgestatteten Salon, in welchem Formosa in zierlichster weißer Schürze und Häubchen an einem Teetisch stand und scheinbar auf den Moment wartete, den Tee zu bereiten.

„Die Anwesenheit dieses jugendlichen Drachen ermöglicht mir, mich noch länger Ihrer Gesellschaft zu erfreuen," sagte Doktor Marino, natürlich auf deutsch, indem er sich neben mir auf ein Fauteuil niederließ. „Und nun sagen Sie mir, warum Sie so bleich aussahen, als Sie vorhin in den Speisesaal traten, und was Sie in dem Buche gefunden, das mir immer noch höchst verdächtig unaufgeschnitten aussieht."

Ich berichtete nun mein Rencontre mit dem Besucher der Stanza della Dogaressa und zeigte dem Doktor den mich so frappierenden Satz in dem Werke über Okkultismus.

Er hörte mir schweigend zu und las ebenso, was ich ihm bezeichnete.

„Zunächst," sagte er nach einer Weile, „zunächst: möchten Sie nicht doch noch Ihre Zimmer wechseln?"

„Nein," erwiderte ich fest. „Das bißchen Furcht m u ß überwunden werden —"

„Auf Kosten Ihrer Nerven!"

„O, meine Nerven sind tadellos, die können schon etwas vertragen. Zudem sagten Sie selbst, der unbekannte Herr erschiene nur in diesem einen Raum. Ich habe ja noch das andere Zimmer, aber ich muß wissen, was ihn so hartnäckig in jenes führt. Zudem habe ich ihm versprochen, zu suchen."

„Ein kaum bindendes Versprechen!"

„Doch. Unsere Wappendevise und Feldgeschrei heißt: „Eines Geroldswort gut für zehn andre." Nun, unsre Burgen sind zerfallen und die letzte Geroldsau muß dienen, um zu leben, aber das Wort ihres Geschlechts ist immer noch „gut für zehn andre" — selbst einem Geiste gegenüber, denn das muß der fremde Gentleman nach allem doch sein."

„Kourage wie eine Spada!" murmelte der Doktor mehr für sich, als zu mir gewendet. „Also, wenn Sie wollen — Zeit, umzukehren, ist immer noch. Nun zu dem Buch, oder vielmehr dem bewußten Abschnitt darin. Ich gebe gern zu, daß die Darlegung einleuchtend ist für Leute, die geneigt sind, an Geister überhaupt zu glauben, sei es durch eignes Nachdenken oder durch den augenscheinlichen Beweis ihrer Existenz, an der Sie und ich kaum mehr zweifeln dürfen. Überdies ist der Glaube an die Erscheinung Abgestorbener uralt — das Alte Testament redet von ihnen, sowie auch die ältesten Schriftsteller, und ich kenne Familien, die es geradezu übelnehmen würden, wollte man an dem Vorhandensein eines Familiengespenstes in ihrem Hause zweifeln. Denken Sie allein an die weißen und schwarzen Frauen der regierenden Häuser, an das wandelnde Licht, den grauen Mönch, die schwarze Kutsche und die Jagdgesellschaft bekannter Familien — was diesen ihre Spezialität, ist dem Venetianer für unser Haus die Donna Yolante — „der fremde Messer" ist in das Volk noch nicht gedrungen und im Hause selbst kaum gekannt, weil er sein Erscheinen eben nur in jenes sonst völlig dem Verkehr abgeschlossene Zimmer beschränkt. Also, um auf das Buch zurückzukommen, so liest sich der Abschnitt daraus ganz

plausibel, aber die Leute, die sich mit Okkultismus beschäftigen, schießen leicht über das Ziel hinaus und der Schluß des letzten Satzes der von Ihnen hervorgehobenen Periode läuft darum auch wieder stark in den Fußstapfen des Unsinns. Hören Sie: „Es gibt viele bekannte Fälle, welche die seltsame Hartnäckigkeit dieser vergeistigten Besucher beweisen — unser Fall! — und ebenso ihr völliges Verschwinden, wenn ihre Wünsche erfüllt wurden, oder wenn in einigen besonderen Instanzen ein annehmbarer Ersatz dafür geschafft worden war." — Ein annehmbarer Ersatz! Ist das nicht heller Blödsinn? Sind denn Geister — immer vorausgesetzt, daß es welche gibt — wie die Babies, die sich über ein zerbrochenes Spielzeug durch ein neues trösten lassen, oder sind sie Hebräer, mit denen sich „handeln" läßt? Da haben Sie gleich die Achillesferse dieses gelehrten Werkes."

„Sie wirft aber das vorher Gesagte nicht um," behauptete ich. „Wäre ich an Ihrer Stelle, so würde ich zunächst den Wunsch dieser beiden irrenden Geister zu ergründen suchen. Ist er unerfüllbar, was ich nicht glaube, dann schadet es noch lange nichts, wenn Sie versuchen, einen annehmbaren Ersatz zu bieten."

„Und Sie wollen mir tatsächlich dabei helfen?"

„Mit allen Kräften. Lieber heut als morgen!"

„Heut dürfte es zu spät sein. Wollen Sie hier bleiben und noch lesen oder musizieren, ehe Sie zur Ruhe gehen, so ist der Raum der Ihre, denn ich räume das Feld, weil unser Drache hier Miene macht, mit dem Teetisch zu verschwinden. Morgen werde ich Sie früh abholen zu ein paar Stunden Arbeit im Archiv, allwo Signora Danieli sich herablassen wird, Duenna bei uns zu spielen. Also: felicissima notte wie wir hier sagen, gnädiges Fräulein!"

Er küßte meine ihm gereichte Hand mit vollendetem Anstand, verbeugte sich mit tadelloser Grazie und verließ den Salon.

Nein, ich hatte zum Schlafengehen noch keine Lust, aber auch zum Lesen nicht sonderlich. Allein gelassen, machte ich zuerst eine Rundreise um den Salon, sah mir die Gemälde an den Wänden an, bewunderte die überall herumstehenden, oft sehr reizenden Quincaillerien und öffnete schließlich den herrlichen Flügel, der den oberen Teil des großen Raumes fast ausfüllte. Ich hatte es als Pianistin über eine große Fertigkeit nicht hinausgebracht, aber ich las die Noten vom Blatt und der Schwerpunkt meiner musikalischen Fähigkeit lag in dem Gesange, an dessen professioneller Ausübung mich nur die Scheu vor der Öffentlichkeit gehindert, mit dem ich mir aber schon manchen Freund erworben. Hatte ich doch in meiner letzten Stellung meine kranke Herrin mit meinen Liedern immer wieder und wieder erquickt und aufgerichtet, wie David den tiefsinnigen König Saul, nur daß mich hier dankbare Blicke trafen, statt Speerwürfe.

Ein paar Akkorde auf dem herrlichen Instrument weckten sehr bald in mir die Sehnsucht nach dem Liede und ich begann zu singen, — erst leise, dann mit vollerer Stimme und dann riß die Musik mich mit fort, daß ich Mendelssohns Frühlingslied: „Durch den Wald, den dunklen, geht holde Frühlingsmorgenstunde" hinaus jauchzte mit dem vollen Glücksgefühl, das heut nachmittag auf dem Wasser schon so rätselhaft Besitz von mir ergriffen.

Als ich danach, ordentlich beschämt über mich selbst, aufsprang, den Flügel schloß und nach meinen Zimmern hinauseilte, traf ich in dem einsamen Korridor Doktor Marino. Ich wollte mit einem: „Nochmals gute Nacht!" an ihm vorüber, aber er blieb stehen und sagte leise:

„Darf ich Ihnen danken für die herrlichen Lieder, mit denen Sie sich ja selbst den Geistern des Hauses Spada in das Herz gesungen haben müssen?!"

„Wie — Sie haben zugehört?" fragte ich ungläubig, aber doch froh überrascht.

„Natürlich!“ sagte er lächelnd. „Im Nebenzimmer. Ich habe sogar die Tür ein Ritzchen aufgemacht. War das indiskret?“

„Sehr,“ nickte ich ernsthaft, „denn ich glaubte doch allein zu sein, und — und —“

„Und sang darum so, wie mir's ums Herz war,“ vollendete er. „Eben darum war's auch so zu Herzen gehend!“

„Es freut mich, wenn es Ihnen gefallen hat,“ murmelte ich rot werdend, wie ein gelobtes Schulmädel. „Gute Nacht!“

Und ich flog den Gang herab und in mein Zimmer hinein und trällerte dort vor mich hin allerlei Weisen — an den gespenstigen Gentleman kein Gedanke. Die Stanza della Dogaressa dünkte mir heut abend viel freundlicher, viel wohnlicher und gemütlicher, ihre starre, großartige Pracht, in der ich bisher nur mit ehrfürchtigem Schauern geweilt, schien mir durchleuchtet wie von einem freundlichen Licht! Und gar erst das herrliche Schlafzimmer! Ich lag bald in dem geschnitzten und vergoldeten Bette der Donna Yolanta, und während ich den Flammen des Kaminfeuers zusah, wie sie warme, leuchtende Lichteffekte zauberten auf die schweren Falten der goldfarbenen Bettvorhänge und darüber nachdachte, warum das Leben mir eigentlich mit einem Male so wunder-wunderschön vorkam, schlief ich ein.

In der Nacht wachte ich davon auf, daß das Herz mir so heftig und laut schlug wie ein Schmiedehammer. Ich war gleich voll wach, nicht halb im Schlafe, und obwohl ich mit dem Gesicht nach dem Fenster zu lag, wußte ich, daß Donna Yolanta oder vielmehr ihr Geist an meinem Bette auf der andern Seite saß. Ich lag ganz still und allmählich beruhigte sich auch mein Herz, und halb wie gezwungen, halb eine plötzliche Anwandlung von Grauen unterdrückend, wandte ich mich um — —

Ja, sie saß da wie in der vorigen Nacht, aber so rührend lieblich, so herzgewinnend hold und reizend, daß ich jede Spur von gemeiner Furcht sofort verlor.

„Kann ich Euch helfen, Donna Yolanta?" fragte ich nach einer Weile laut.

Sie nickte — ich sah es deutlich, erhob sich und glitt, mir winkend, nach jener Stelle rechts vom Kamin wie in voriger Nacht, und ohne mich weiter zu besinnen, sprang ich aus dem Bett ihr nach. Sie stand still, als hätte sie auf mich gewartet, deutete mit dem Zeigefinger ihrer schlanken Hand auf die mit Perlmutter eingelegte Verzierung auf dem Paneel, legte den Finger dann auf die Lippen wie um mir einen Kuß zuzuwerfen und — — war verschwunden.

Draußen schlug die Turmuhr von San Polo die zweite Nachtstunde — das Kaminfeuer war längst erloschen und die Kälte des Marmorestrichs drang durch den Teppich an meine bloßen Füße. Fröstelnd eilte ich in mein Bett zurück und schlief dort wunderbarer Weise gleich ein, so daß ich mich früh erwachend fragen mußte, ob doch nicht alles ein Traum gewesen.

Nachdem ich aufgestanden, ging ich an das Paneel rechts vom Kamin und beobachtete es genau, aber es glich auch ebenso genau den anderen Paneelen, in welche die Boiserie rund um das Zimmer eingeteilt war, und die unterbrochen wurde von kanelierten Säulen in Schnitzwerk. Die Paneele selbst waren in Perlmutter auf dem fast schwarzen Holz sehr wirkungsvoll eingelegt und zeigten abwechselnd Blumen- und Fruchtstücke in höchst feiner Arbeit, wozu das Perlmutter in verschiedenen Farbeneffekten verwandt oder getönt worden war. Dieses, vor dem ich stand, zeigte eine Ananas gruppiert mit Trauben in sehr reizvoller Zeichnung, aber so viel ich auch darauf sah und daran herumtastete, ich konnte etwas Besonderes daran nicht entdecken. Diese meine Bemühungen vergebens erkennend, versuchte ich es mit der bewußten Ecke in der Stanza della Dogaressa, aber auch hier mußte ich die Segel streichen und teilte Doktor Marino, den ich bald darauf am Frühstückstisch traf, betrübt meine Mißerfolge mit. Seiner Meinung nach mußte indes der Schlüssel zu dem ganzen Mysterium im

Archiv zu finden sein, wenn es überhaupt noch einen gab, und nach dem Archiv brachen wir denn auch nach beendetem Frühstück auf.

Es war ein weiter und verwirrender Weg dahin, denn es lag in dem ältesten Teil des Palastes, in den keine Menschenseele sonst mehr kam, und der Raum, der diesen Riesenwust von Familienpapieren barg, war mit seiner gewölbten, säulengetragenen Decke, seinen schmalen, vergitterten Fenstern und doppelten, schwerbeschlagenen Türen einem Gefängnis ähnlicher als sonst einem anderen Raum. Zwar, in dem höhlenartigen Schlunde von einem Kamin brannte ein helles Holzfeuer, doch fand ich fröstelnd, daß es den Raum nicht freundlicher machte, sondern ihm eher etwas Drohendes verlieh. Als wir eintraten, erhob sich aus einem lederbezogenen, alten Armsessel eine alte Frau, den Wocken unterm linken Arm, mit der Rechten die Spindel tanzen lassend, und machte uns eine tiefe, altmodische Verbeugung.

„Unsere Duenna, Signora Danieli," erklärte Doktor Marino. „Sie ist eine treue und unbedingte Anhängerin dieses Hauses, dessen oberste Beschließerin sie noch immer ist. Nur ein bißchen taub ist sie, sonst aber ganz auf dem Posten!"

Ich trat an die alte Spinnerin heran, reichte ihr die Hand und schrie ihr zu, daß ich mich freute, ihre Bekanntschaft zu machen.

Sie nahm meine Hand und betrachtete mich kritisch mit ihren noch ganz klaren schwarzen Augen.

„Die Gesellschafterin soll das sein?" sagte sie, augenscheinlich in dem schönen Wahne, daß sie nur dachte, nach Manier tauber Leute, die ihre eigenen Worte ja auch nicht hören können. „Komödie, alles Komödie! Hahaha! Eine Gesellschafterin, die wie eine Prinzessin aussieht! Was einem dieser Marino nicht alles weismachen will!"

Lachend sah ich die Alte und den Doktor an, der sich an den Regalen zu schaffen machte und mit vor heller

Schadenfreude blitzenden Augen über die Schulter nach mir hinüberblickte.

„Ja, ja,“ fuhr die Alte laut zu denken fort, „man muß eben tun, als ob man's ihnen glaubte, den Herrschaften, was sie einem aufbinden wollen. Dem Luigi auch, nur daß der Esel alles glaubt, was ihm gesagt wird. O nein, Assanta Danieli ist nicht von gestern. Das eine Gesellschafterin fürs Geld! Daß die Hühner lachen möchten! Na, laßt nur gut sein, ihr werdet schon noch sehen, daß die alte Assunta doch die erste war, die gewußt hat, wie Marinos künftige Frau aussieht!“

Sprachlos von einem Gemisch von Lachlust, Empörung und Zorn sah ich die Alte an, die ruhig wieder ihre Spindel schnurren ließ, aber da ich fühlte, wie ich dummer Weise blutrot wurde, so sah ich mich nicht nach dem Doktor um, sondern flüchtete an einen Tisch nahe dem Mittelfenster, auf dem ich ziellos unter den umherliegenden Papieren zu suchen begann.

„Ich bringe Ihnen gleich Arbeit,“ tönte Doktor Marinos Stimme zu mir herüber. „Wollen Sie nicht einstweilen den Plan betrachten, dessen Finderin Sie gestern unbewußt waren?“

„O ja, sehr gern,“ versicherte ich hastig und ergriff die Pergamentrolle, die vor mir auf dem Tische lag. Mich setzend, entrollte ich sie und fand auf dem großen Blatte in der Tat sehr sauber gezeichnete Pläne sämtlicher Stockwerke des Palastes darauf. Der neuere Teil war mehr skizzenhaft behandelt, der sogenannte alte Palazzo aber mit minutiöser Detaillierung bis in die Kellergeschosse herab. Die Räume waren nach dem Abc nummeriert und ein Index am Fuße des Pergaments nannte ihre Namen. Natürlich suchte ich zuerst nach „meinem“ Korridor und den Zimmern, die ich bewohnte, und hatte beides rasch genug gefunden. In der Stanza d'oro, dem ehemaligen Schlafgemach der Donna Yolanta waren sogar die Halbsäulen der Boiserie durch Profillinien markiert, desgleichen der Kamin, von dem rechts ein Pfeil gezeichnet war, der mit seiner Spitze durch die Stelle der Wand geführt war, auf welche die Erscheinung

der Donna Yolanta heut Nacht gedeutet — hinter dieser Wand war ein schmaler Gang in der Dicke der Mauer eingezeichnet, der aber nach wenigen Metern an eine Treppe führte, die anscheinend ebenfalls in der Mauer ausgespart war und unter vielfachen Biegungen in einem gewölbten Kellerraume endete.

Schon wollte ich Doktor Marino anrufen, um ihn zu fragen, ob er von dieser außerordentlich interessanten Geheimtreppe schon unterrichtet war, als ich eine Entdeckung machte, die mich noch mehr frappierte. In der neben der Stanza d'oro gelegenen Stanza della Dogaressa sah ich nämlich auf den ersten Blick, daß eine andere und zwar eine erheblich ungeschicktere Hand die Zeichnung ergänzt hatte, und zwar durch Einzeichnung des Fußbodenmusters, dem ich gestern wie gezwungen eine so tiefe Aufmerksamkeit widmen mußte. Die rautenförmigen dunklen Einlagen in dem Zickzack des Dielenwerkes waren mit einem ganz anderen Zeichenmaterial eingefügt, als der Plan sonst aufwies, und wenn die Form auch noch zur Not dem Nachzeichner gelungen war, so schien er doch schwer mit der Einteilung der Rautenzahl gekämpft zu haben, die er, sicherlich ohne Lineal und Zirkel arbeitend, vergeblich unterzubringen getrachtet hatte. In seiner Gewissenhaftigkeit aber, den Benutzer des Planes nicht um die volle Zahl der Rauten zu betrügen, hatte er in der mittelsten Raute ein Kreuz mit roter Farbe eingetragen und dieses Kreuz am Rande wiederholend geschrieben: „18 in der Länge, 15 in der Breite, 6 in jeder Fenstertiefe. Von der Tür der 20. in einer Reihe nach Sonnenaufgang zu."

Das war, wenn's nicht nur Mangel an Ausdrucksfähigkeit war, eine wunderbare Angabe, die am Ende doch einen tieferen Sinn hatte, als man beim ersten Lesen vermutete! Und da ich momentan nichts Besseres vorhatte, denn der Doktor suchte immer noch in den massenhaft aufgeschichteten Papieren herum, so grübelte ich der Sache auch nach, indem ich mir die Lage und das Croquis meines Wohnzimmers zu vergegenwärtigen suchte. Der Himmelsrichtung nach sahen die Fenster nach Süden

heraus, dessen erinnerte ich mich und fand es im Plan auch bestätigt. Der Tür nach dem Korridor gegenüber lag das linke Fenster. Wenn man also in der Länge des Zimmers achtzehn Rauten zählte und in der Tiefe der Fensternische zwei weitere, mehr (während drei die Breite ergaben), so machte das ganz richtig nach Adam Riese zwanzig Rauten, und die in der Länge oberste, linke, lag natürlich östlich, — also dem Sonnenaufgang zu.

Ja — wie war mir denn? In diese selbe Ecke wies doch die Erscheinung des „fremden Messer" hin, sobald sie sich blicken ließ. Mir stockte ordentlich der Atem bei diesem Gedanken — hatte es mit dieser einen besonderen Raute auch eine besondere Bewandtnis? Impulsiv, wie ich nun leider meist handle, konnte ich mich nicht zurückhalten und rief Doktor Marino herbei, der durch meinen Ton schlecht unterdrückter Erregung stutzig gemacht, sogleich herbeieilte und sich über mich beugte, als ich ihm meine Entdeckung hastig und erst etwas verworren, dann klarer mich ausdrückend mitteilte.

„Das wäre doch ein seltsames Zusammentreffen," meinte er kopfschüttelnd, „aber immerhin kann es niemand etwas schaden, wenn wir untersuchen, was es mit dieser besonderen Raute für eine Bewandtnis hat."

Ich zeigte ihm nun auch die geheime Treppe in Verbindung mit der Stanza d'oro und überrascht erklärte er, auch von dieser keine Kenntnis gehabt zu haben, indem sie auf späteren Plänen nicht in die Mauer eingezeichnet sei. Auch könnte er mit Bestimmtheit erklären, daß auf jenen anderen Plänen das gewölbte Kellergeschoß fehle, in das die verborgene Treppe hier mündete.

„Da liegt vielleicht ein verborgener Schatz begraben und Donna Yolanta will den Weg dazu weisen," meinte ich scherzend.

„In diesen alten Häusern liegen aus den grauen Tagen des Mittelalters her oft ganz andere Dinge begraben als gerade Schätze," erwiderte Doktor Marino achselzuckend. „Doch: qui vivra verra!"

„O, Sie werden die Sache untersuchen?“ fragte ich atemlos vor Spannung.

„Sicherlich,“ war die ruhige Entgegnung. „Für die Treppe und den Keller, notabene, wenn der Zugang zu der Treppe erst gefunden ist, bedarf es der Vorbereitungen und der Sicherheitsmaßregeln gegen Baufälligkeit, sonstigen Verfall und schädliche Gase, die sich in diesen verschlossenen, der Luft nicht zugänglichen Räumen natürlich in oft lebensgefährlicher Weise entwickeln. Indeß sehe ich keinen Grund, warum wir uns die bewußte Raute in der Stanza della Dogaressa nicht gleich näher betrachten können.“

„Wirklich?“ fragte ich aufspringend und fügte dann zögernd hinzu: „Und Sie meinen, daß der Marchese gegen diese — Durchstöberung seines Besitzes nichts einzuwenden haben wird?“

Doktor Marino sah mich lächelnd an.

„Sind Sie so gewissenhaft, gnädiges Fräulein?“

„Nun, ich hoffe doch,“ entgegnete ich, das Rot der Empörung auf den Wangen. „Wer das Briefgeheimnis und anderer Leute Besitz vor seiner Neugierde nicht respektieren kann, der soll mir nur gleich mit seiner ganzen Moral gestohlen werden!“

„Da haben Sie vollkommen recht,“ erwiderte Doktor Marino ernst. „Aber zu Ihrer Beruhigung muß ich Ihnen doch sagen, daß ich plein pouvoir in diesem Hause habe, selbst in die allergeheimsten Geheimnisse desselben einzudringen, wenn ich es für geboten halte.“

„Natürlich,“ rief ich beschämt. „Sie müssen mir verzeihen, daß es mir nicht in den Sinn kam, auch nur zu fragen —“

„Ich freue mich, daß Sie's taten,“ fiel er ein, als ich verwirrt einhielt, und nach einer mit Stentorstimme geschrieenen Information an Mutter Danieli, daß wir etwas zu suchen gingen, sie aber hier auf uns warten solle, gingen wir schweigend auf mein Zimmer, das heißt in die Stanza della Dogaressa.

Nun standen wir beide vor der bezeichneten Raute und sahen diese, dann uns an — achselzuckend, denn

das Stück Holz unterschied sich durch nichts von seinen Kameraden; dann aber kniete Doktor Marino nieder und klopfte gegen das Viereck und dessen Umgebung; aber sei es, daß das Holz zu dick war, sei es, daß ihm eben die nötige Unterlage nicht fehlte — wir konnten nicht finden, daß es hohl klang, wie wir erwartet. Der Doktor zog sein Taschenmesser hervor — ein vorzügliches, wie mir schien auch sehr wertvolles Objekt — und begann mit der größten der Klingen vorsichtig den Ritz entlang zu fahren, den Konturen der Raute folgend. Einmal fuhr die Klinge dabei bis zum Heft herab, aber ein Versuch, das Holz zu heben, mißlang, indem das Messer dabei abbrach.

„Es ist nichts — aber man kann es mit einem geeigneteren Instrumente noch einmal probieren, denn weichen muß das Holz ja auf alle Fälle," sagte er, und stützte sich, um sich aufzurichten, gegen das Paneel der Boiserie unter dem Fensterbrett. Da gab es ein scharfes Geräusch, wie wenn ein Schloß einschnappt, das Paneel wich und bewegte sich um einige Zentimeter weiter zurück, die Raute auf dem Fußboden aber klappte an zwei verborgenen Scharnieren in die Höhe, wie wenn ein Kasten durch Federdruck geöffnet wird, und enthüllte eine Vertiefung im Fußboden, aus der eine dicke Staubwolke emporquoll.

„Nun werden wir wohl finden, worauf der fremde Herr hingewiesen," sagte ich, mich unwillkürlich umsehend, „aber was?"

Doktor Marino zuckte mit den Achseln.

„Unheimliches dürfte es kaum sein," meinte er, „dazu scheint mir das Versteck zu klein. Tief ist's wohl, aber immerhin eng. Auf alle Fälle möchte ich einmal hineinleuchten, nun der Staub sich verzogen hat."

Ich holte rasch eine Schachtel Wachsstreichhölzer herbei und reichte ihm eines, und nach ein paar Minuten atemlosen Wartens langte er mit seiner Rechten hinab und holte eine längliche Blechkapsel hervor, deren Deckel sich leicht genug abheben ließ. Die Kapsel ausschüttend, brachte er aus derselben eine Rolle engbeschriebener

Pergamentblätter zum Vorschein, die mit einer seidenen Schnur zusammengebunden waren.

Ein erneutes Herableuchten überzeugte, daß das Versteck nichts weiter enthielt. — Doktor Marino drückte also die Raute wieder fest in den Boden, das Paneel bewegte sich nach vorn, ein schrilles Schnappen — und das Geheimfach war wieder geschlossen.

„Ein kinderleichter Mechanismus,“ murmelte der Doktor, „aber gut erdacht. Jedenfalls hat früher hier ein Möbel, Stuhl oder Tisch oder Truhe gestanden und das Versteck völlig verdeckt. Nun, kraft meiner Vollmacht ergreife ich also Besitz von diesen Papieren für das Haus Spada.“

Er hatte sich erhoben, die Kapsel unterm linken Arm, die Rolle Pergamentblätter in der Hand, während er mit der Rechten die seidene Schnur löste. Er rollte die Rolle auseinander und überflog die erste Seite, bedeckt mit gar krausen Schriftzügen in altem Italienisch — schwer zu entziffern dem Laien, doch für den Geübten — und das war Doktor Marino jedenfalls — keine unüberwindliche Arbeit.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er nach einer Weile auf- und mich ansehend, „unsre gemeinsame Arbeit im Archiv dürfte mit diesem Fund beendet sein, denn mir scheint, wir werden aus diesen Blättern alles erfahren, was Donna Yolanta betrifft. Ist aber die Theorie eine richtige, die sie gestern in dem Werke über okkulte Wissenschaften fanden, so dürfte der fremde Herr, wenn er in diesem Leben Jacopo Nani hieß und der Schreiber dieser Zeilen war, nicht mehr erscheinen, nun eine menschliche Hand sein Manuskript gefunden, wie er es gewünscht.“

„Wie er es gewünscht?“ wiederholte ich ganz verwirrt und mich fragend, ob ich träumte.

„Nun,“ sagte Doktor Marino, „Sie haben das erste Anrecht darauf, zu wissen, was diese Blätter enthalten, denn Sie haben den „fremden Messer“ zweimal gesehen — ich niemals. Wollen wir nicht gemeinsam dieses Manuskipt lesen?“

„O nur zu gerne," erwiderte ich lebhaft. „Wann beginnen wir?"

„Sogleich, falls Sie nicht vorziehen, eine Spazierfahrt zu machen."

„Die bleibt mir heute Nachmittag nach dem Lunch. Vorläufig scheint mir das Schicksal der Donna Yolanta im Vordergrunde alles Interesses zu stehen!"

„Also, avanti, zurück nach dem Archiv, wo Signora Danieli sitzt, spinnt und auf uns wartet!"

„Und das Paneel in der Stanza d'oro?"

„Vielleicht enthalten diese Blätter auch eine Nachricht darüber!"

Assunta Danieli saß richtig noch in dem Lehnstuhl am Kamin im Archiv und wartete unsrer, spinnend. Was hatte sie übrigens für einen prächtigen Kopf, die alte Frau, klassisch, wie eine antike Gemme, und würdig genug sah sie auch aus in ihrem schlichten schwarzen Kleide mit dem weißen, gekreuzten Musselintuche à la Marie Antoinette, der blütenweißen Schürze und Haube. Sie nickte uns zu, als wir eintraten.

„Ich habe Besuch gehabt," rief sie uns entgegen. „Sie war hier, die hochedle Donna Yolanta. Viele Wochen habe ich sie nicht mehr gesehen — aber sie hat heute nicht mehr geweint — sie hat dort auf die Wand gedeutet und gelächelt und ganz aufgeregt ist sie gewesen. Ist weiß schon, warum! Weil die blonde Braut gekommen ist — „Die Gesellschafterin" nennt ihr sie alle. Als ob ich's nicht besser wüßte! Ja, ja, ihr mögt schon mit den Achseln zucken und tun, als wüßtet ihr nichts, aber ihr müßt euch erinnern, was ich vor Jahren und Jahren prophezeit habe, wie der Geist über mich kam und ich das zweite Gesicht hatte, das noch nie im Leben getrogen hat. Ihr schüttelt mit dem Kopfe? Ha, ich habe es sogar aufschreiben lassen durch meinen Sohn und die Marchesa versprach, das Dokument im Archiv zu verwahren! Ja — also ich sah die Donna Yolanta und eine innere Stimme hieß mich, ihr zu sagen: Erlöst wirst du werden,

wenn ein Spada einst wieder ein blondes Weib heimführt. Eine Blonde wird dem Hause großes Glück bringen — ja, ja, eine Blonde —"

Die Rede der Alten verlief in ein undeutliches Gemurmel, sie schien unsere Gegenwart total vergessen zu haben, versenkt in ihre eigenen Gedanken und Erinnerungen.

„Ist sie nicht ganz richtig hier?" fragte ich den Doktor, auf meine Stirn deutend. „Sie scheint Sie und mich für ganz andere Persönlichkeiten zu halten und dunkel ist ihrer Rede Sinn —"

„O, sie ist sonst noch vernünftig genug," erwiderte er. „Aber sie war immer, was die Leute eine Hellseherin nennen — übrigens eine harmlose Beschäftigung, da sie niemals Schaden dadurch verursacht hat."

„Jedenfalls hat der Palazzo Spada mehr Spezialitäten, als man in ihm vermuten kann," meinte ich mit leichtem Schauern.

Doktor Marino lächelte.

„Es ist eben alles Gewohnheitssache," sagte er. „Wir Südländer, besonders aber wir Venetianer, sind dem Norddeutschen schwer verständlich durch unsere — „Spezialitäten", wie Sie's ganz richtig nannten. Aber seien Sie ehrlich: der hohe Norden hat nicht minder seine Eigentümlichkeiten und auch dort wird es noch Orte geben, wo sie sich, unberührt von dem Strome der Zeit, erhalten haben, gehegt und gepflegt durch eine wie das Evangelium geglaubte Tradition — wie in Venedig."

Darin konnte ich dem Doktor nur recht geben und eine Menge Beispiele kamen mir dafür in den Sinn. Doch das gehört nicht hierher.

Nun also, wir rollten die Blätter des durch so eine auffallende Kette von „Zufälligkeiten" gefundenen Manuskipts auseinander und glätteten sie, deren krause Schrift für den ersten Blick entschieden wie chinesisch aussah. Aber dann konnte man doch einzelne Buchstaben, ja auch Worte entziffern — eine Kunst, in der Doktor Marino mir indeß sehr „über" war durch ständige Übung und den Umstand, daß es seine, wenn auch

veraltete Muttersprache war, in der jene Blätter geschrieben. Diese beiden ungeheuren Vorteile räumte ich ihm auch frei und offen ein und er machte den Vorschlag, das Manuskript zu lesen und mir zu diktieren, damit ich es leserlich und in modernem Italienisch wiedergegeben zum besseren Verständnis niederschriebe.

Papier war bald geschafft, ich nahm Platz an dem zum Schreiben bestimmten Tische, Doktor Marino setzte sich neben mich und die Arbeit begann. Als es Zeit zum Lunch, waren wir, infolge der langen Unterbrechung, noch nicht zur Hälfte fertig mit dem Manuskript, dessen Inhalt uns mehr als einmal staunend einhalten ließ und uns fast den Atem nahm vor Spannung. Und als Attilio melden kam, daß serviert sei und wir einhalten mußten, da sagte ich:

„Herr Doktor — ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, aber mir läßt es nicht eher Ruhe, als bis ich weiß, was Jacopo Nani noch zu sagen hat, bis ich die Tragödie kenne, die in diesen Blättern verzeichnet steht — ich k a n n nicht bis morgen damit warten —"

„Und ich kann Sie nicht krank werden lassen über dieser Sache," erwiderte der Doktor freundlich. „Lassen Sie uns einen Kompromiß schließen. Nach dem Lunch setzen Sie sich hübsch in die Gondel, die für Sie schon bestellt ist, und lassen sich darin herumrudern, wohin ich mir erlauben werde, Sie zu senden. Die Fahrt nach dem Lido, die mit im Programm stand, soll dann zu Ehren Jacopo Nanis gestrichen werden und ich erwarte Sie samt unserm Lese- und Schreibmaterial um fünf Uhr im Salon neben dem kleinen Speisesaal, wo Formosa uns und Signora Danieli eine Tasse Tee bereithalten soll. Bis zur Pranza werden wir dann wissen, was in diesen Blättern steht oder können sie nach dem Diner beenden. Ist's Ihnen so recht?"

Ich glaube, es hätte gar nicht anders, als mir recht sein können, denn es war gar freundlich vorgeschlagen, und so sagte ich's dem Doktor auch.

„Nun," meinte er lächelnd, „das ist doch natürlich, wenn ich ein wenig für Sie sorge. Sind wir doch Kollegen!"

„Ja, wenn Sie nicht ein verkappter Prinz sind," sagte ich neckend.

„Und Sie die Prinzessin in incognito, für die Sie Mutter Danieli hartnäckig ansieht," gab er prompt zurück.

„Nein, in dieser Beziehung ist mein Gewissen ganz rein," konnte ich amüsiert versichern.

„Wer weiß," war die lachende Erwiderung. „Man hat Beispiele von Exempeln — ich werde Formosa beauftragen, Ihnen eine Erbse unter die Matratze zu legen in einer der folgenden Nächte — wenn Sie die spüren, dann hat Mutter Danieli unweigerlich recht."

Das Programm wurde genau dem Entwurfe des Doktors entsprechend ausgeführt und ich mußte ihm recht geben, denn ich kam kurz vor fünf Uhr erfrischt von meiner Ronde per Gondel zurück und fand meinen Gefährten samt der tauben Duenna im Salon vor, wo es freilich bedeutend gemütlicher war, als in dem kellerartigen Archiv mit seinem Steinfußboden, aber freilich auch nicht so „stimmungsvoll".

Doch die „Stimmung" kam von selbst, je weiter wir in dem Manuskripte vordrangen, und als wir es richtig hart vor der Pranza beendeten, da — ich schäme mich fast, es zu gestehen — da heulte ich dumme Liese wie ein Backfisch über eine Tragödie, die über vierhundert Jahre alt war und vielleicht darum so mächtig ergriff, weil sie, von einem Augenzeugen naiv und kunstlos geschildert, mit dem Pulsschlag jener verklungenen Zeit an das Empfinden appellierte.

Das Manuskript aber lautete in der Übersetzung wie folgt:

„Ich, Jacopo Nani, Kavalier des Messer Michele della Spada, schreibe dieses nieder am Tage Mariae Geburt im Jahre des Heiles Eintausend vierhundert und neunzig. Und weil Michele della Spada mich einen

heiligen und furchtbaren Eid hat schwören lassen, daß niemals ein Wort davon über meine Lippen kommen wird und ich bei Todesstrafe keiner Menschenseele je erzählen dürfe, sei es im Beichtstuhl, sei es vor Laienohren, so schreibe ich es nieder und verberge es in der Oubliette der alten Dogaressa, wo sie ihre Papiere aufhob vor den Späheraugen des Rates der Drei, und wenn es eine Gerechtigkeit gibt im Himmel und auf der Erde, so werden Menschenhände diese Blätter bald oder dereinst finden und mich meines nie gehaltenen Versprechens wegen entledigen von dem Gewissenswurm, der in mir nagt und mich nicht ruhen läßt bei Tag und bei Nacht, der mich i h r holdselig Bild erblicken läßt, wo ich gehe und stehe.

Für den, der dieses findet, wenn der Name Jacopo Nani längst vergessen ist — obwohl ich zum Himmel flehe, es möchte früher geschehen, dem sei vorweg gesagt, daß ich Michele Spadas, des Dogen Enkel, Gefährte war von Kindesbeinen an. Früh verwaist und ohne Mittel nahm mich die alte Dogaressa, seine Großmutter, auf in die Ca' Spada und gab mich ihrem gleichfalls verwaisten Enkel zum Gespielen. Wir lernten zusammen bei dem Hausgeistlichen und zogen zusammen auf die Universität zu Padua, denn die alte Dogaressa hoffte, ihren Enkel noch auf dem Dogenthron zu sehen, auf dem ihr Gatte gesessen, und dazu mußte er schon etwas mehr können, als die goldene Jugend der venetianischen Patriziersöhne sich sonst rühmen konnte zu wissen, und so studierten wir zusammen Staatswissenschaften, Völkerrecht und etliches von den verwandten Fächern. Was mir blutsauer wurde, erlernte Michele spielend, und gut war das für ihn, denn er führte gerade kein Mönchsleben in Padua, und ich mußte mitmachen, was er tat, und hatte er etwas getan, was ihn in die Klemme bringen konnte, so wußte er's gewiß so zu drehen und zu wenden, daß i ch der Schuldige war, was mich in einen recht üblen Ruf brachte. Doch damals lachte ich noch darüber und tat mir womöglich etwas darauf zu gute, ohne zu ahnen, daß Michele mich dadurch immer mehr

in seine Gewalt bekam, mir immer fester die Hände band und mich zu seinem willenlosen Spielzeug machte. Denn was später immer schärfer Michele Spadas Charakter ausmachte, das hatte von Jugend auf in ihm gelegen: er war ehrgeizig bis zum Verbrechen, skrupellos in seinen Mitteln, wenn es galt, ein vorgesetztes Ziel zu erreichen, grausam, herzlos und schön dabei wie Apoll. Wenn der Himmel ihn so strafen wollte, wie er's verdient, dann müßte aus dem barmherzigen Gott noch einmal der furchtbar rächende Jehova des alten Bundes werden und Lucifer eine besondere Hölle stiften, in der wir dereinst uns treffen müssen, denn Gott sei's geklagt, um was ich besser und weichherziger war, als er, um das habe ich durch meine Schwäche der Nachgiebigkeit gesündigt, weil ich zu Wachs in Michele Spadas Händen von Kindheit an geformt, Wachs geblieben bin, bis — — was such' ich nach jenem einen furchtbaren Tage — bis heut!

Als wir nach beendetem Studium von Padua nach Venedig zurückkehrten, fanden wir die alte Dogaressa recht hinfällig an Körper vor, doch tatkräftig und klar im Geiste. Sie hatte immer viel Güte und Gnade für mich und meinte es nur gut mit mir, als sie mich zum Kavalier und beständigen Begleiter ihres Enkels bestimmte, denn es ist nun einmal so Sitte hier in Venedig, daß die reichen und mächtigen Patrizier sich die Söhne des armen Adels zu Kavalieren und Vertrauten machen gegen reiche Kleidung, Wohnung in ihren Palästen und gelegentliche Geschenke an barem Geld. Arm, wie ich war, hätte mir besseres gar nicht passieren können, wer's so von außen stehend ansah; heut sage ich: Schlimmeres konnte mir nicht werden, trotzdem's ja anfangs ein lustiges Leben war. Die alte Dogaressa aber nahm sichtlich ab an Lebenskräften und vertraute mir gegen das Ende ihres Lebens das Geheimnis ihrer Oubliette an, für alle Fälle. Doch ehe sie starb, erfüllte sich noch ihr Herzenswunsch: sie verlobte Michele mit der reichen Erbtochter eines großen und mächtigen Hauses, der damals sechzehnjährigen Donna Yolanta Tiepolo.

Die Trauerzeit um seine Großmutter legte Michele einigen Zwang auf und da er ein Mann der Form war, so erfüllte er dieselbe auch mit peinlicher Genauigkeit — nach außen hin, insgeheim ließ er sich nichts abgehen von seinen Vergnügungen, unbekümmert um die Trauer und seinen Bräutigamsstand. Nun, die vorgeschriebene Zeit ging zu Ende und Michele führte Donna Yolanta heim als junge Frau in den Palazzo Spada.

Gott, was war sie schön und holdselig, als sie an seiner Hand der Gondel entstieg und die Schwelle ihrer neuen Heimat betrat! Und sie war mehr als schön, sie war wie ein Engel des Himmels gut, unschuldig und edel — — mir kam sie immer vor wie eine fleckenlose Lilie, die man in eine kostbare Vase, aber in vergiftetes Wasser gesetzt. Wenn sie mit ihrem süßen Lächeln, ihren großen, unschuldigen Kinderaugen vor mir stand und in ihrer gütigen, freundlichen Weise mit mir redete, kam ich mir immer besser geworden vor und schämte mich in der Tiefe meines Herzens, meines nichtsnutzigen Lebens. Ich hätte den Boden küssen mögen, auf dem sie gestanden, ich habe sie angebetet, verehrt, geliebt — wie man eine Heilige verehrt, ohne einen sündhaften Gedanken oder Wunsch. Ein schlechter Kerl war und bin ich, dank Michele Spada, aber so schlecht, daß ich mit sündigem Begehren zu Donna Yolanta aufgeschaut hätte, gottlob, so schlecht bin ich nie gewesen.

Ob es Messer Giorgios Ivonicos gehalten hat, wie ich, weiß ich nicht. Er war ein vornehmer Grieche und hielt sich bei venetianischen Verwandten auf, und wo Michele sich mit seiner holden Gemahlin zeigte, da war auch er zu sehen und ließ den Blick nicht von ihr. Nie hat er mit ihr gesprochen, daß i c h es wüßte oder erfahren hätte — und was hätte ich n i c h t erfahren — nein, er stand nur von weitem und verschlang sie mit den Blicken, und die Leute fingen schon an sich totzulachen über den blöden Verehrer, der es nur von ferne war und nicht einmal eine Serenade oder einen Blumenstrauß riskierte, um seinen Gefühlen wenigstens dadurch Ausdruck zu geben. Aber nicht ein Hauch berührte

Donna Yolanta von alledem — sie bemerkte das Gebaren ihres griechischen Anbeters überhaupt nicht in der Unschuld und Harmlosigkeit ihrer Kinderseele, und selbst die klatschsüchtigste Zunge, das böseste Mundwerk wagte nicht, ihr etwas davon zu hinterbringen. Sie schien wie gefeit gegen den Hauch der Welt, der den Frieden der Seele stört.

Und wer sich am meisten über den blöden Griechen belustigte, das war Michele Spada selbst. Hatte er auch nichts übrig an Liebe für sein junges Weib, so achtete er doch ihre Unschuld und wußte die Ehre seines Namens bei ihr in guter Hut. Auch hatte er mit ihren Eltern und hochgestellten Verwandten zu rechnen, sie hatte ihm ein reiches Heiratsgut gebracht und für ihn vielfach wichtige Verbindungen, darum hatte er sie, die seine Großmutter für ihn ausgesucht, ohne Widerspruch zur Frau genommen, wenig oder gar nicht fragend, wie sein Herz bei dieser Wahl beteiligt war. Freilich, ihre Schönheit schmeichelte ihm, aber sie vertrat nicht die Richtung von Schönheit, die er liebte.

Fast ein Jahr waren Michele und Yolanta vermählt, da trat die Katastrophe ein, von der ich schreiben will, und daß es lautere Wahrheit ist, dafür stehe ich ein mit meinem Manneswort, das ich gottlob nie eitel und leichtfertig gegeben, sondern in meinem befleckten Leben heilig gehalten habe wie meine Gefühle für Donna Yolanta.

Doch dazu muß ich etwas nachholen. Im Jahre des Heils 1472 hatte König Jacob II. von Cypern, um sich Venedigs Schutz für seine illegitime Krone zu sichern, die blendend schöne, achtzehnjährige Donna Caterina Corner oder, wie man oft auch schrieb, Cornaro zur Frau begehrt und durch ihren Ohm, den von Venedig Verbannten, auch erhalten. Donna Caterina war aber durch ihre Mutter eine Tante der Donna Yolanta. Schon 1473 starb indes der König von Cypern, und die Königin Caterina, seine Gemahlin, übernahm für ihr posthum

geborenes Söhnchen, den nunmehrigen König Jacob III., die Regierung, das heißt sie gab den Namen dazu, denn tatsächlich war es Venedig, das ihr jeden Regierungsakt vorschrieb, dessen nicht immer willige Strohpuppe sie war, und wer ihren klaren, scharfen Geist, ihre Gelehrsamkeit kennt, der wird sich dessen nicht wundern. Leider für sie, der Republik aber sehr gelegen, starb der kleine König, und da man fürchtete, die Königin möchte nun die Krone an sich reißen, so sandte der Rat der Zehn, Zeno Corner, der Königin Bruder nach Cypern mit der Weisung, seine Schwester zurück nach Venedig zu bringen. Das geschah denn auch zu Ende des Jahres 1489; unter großem Prunk und Herrlichkeit wurde die Königin allhier empfangen und sie bezog den schönen Palast am Canal Grande, schrägüber der Casa d'oro, den man seitdem den Palazzo Corner della Regina nennt. Im folgenden Frühling freilich bezog sie dann ihren herrlichen Landsitz zu Asolo bei Treviso, wo sie mehr noch Hof hielt als hier, und alles um sich versammelt, was sich hervortut an Geist, Talenten, Geburt und hoher Stellung. Michele Spada war, seit die Königin von Cypern in Venedig eingezogen, wie ausgewechselt. Freilich, ihre reife, stolze Schönheit ist so recht das, was ihm gefällt, aber ich kannte doch Michele Spada zu gut, um nicht zu wissen, daß er um purer Liebestorheit willen keinen Finger gerührt hätte. Dazu war er viel zu kühl überlegt, viel zu kaltherzig, einer wahren, echten und tiefen Leidenschaft unfähig und viel zu berechnend, um nicht zu wissen, daß es sein Vorteil nicht war, wenn er die Königin kompromittierte, die ihm übrigens nie eine andere Huld erwies, als wie eine Frau und Königin sie einem gern gesehenen Verwandten und Vasallen gewährt, dessen Frau sie ganz besonders in ihr Herz geschlossen.

Was also focht Michele Spada an? Lang tappte ich mit dieser Frage im Dunkeln, bis ich zufällig — gleichviel wie — auf die Lösung kam: er sah in der freien Hand der Königin eine Staffel zu höchsten Ehren, zum möglichen Wiedergewinn der Krone von Cypern, auf die

sie zu Gunsten Venedigs zwar Verzicht geleistet, aber, mein Himmel, es wäre nicht zum ersten Male gewesen, daß ein Verzicht widerrufen, ein Vertrag gebrochen wurde! Das einzige Hindernis für diesen kühnen Plan war für Michele, der seines Sieges immer sicher war, wenn er siegen wollte, nur — seine Frau.

Seit ich wußte, was Michele plante, gab ich keinen Deut mehr für ihr junges Leben, denn skrupellos wie er war, wäre er davor nicht zurückgeschreckt, aber wenig ahnte ich, mit welch satanischer Subtilität er das Hindernis für seine ehrgeizigen Pläne aus dem Wege räumen würde, so daß jeder Verdacht gegen ihn selbst ausgeschlossen blieb. Und das kam so: Die stille, nur aus der Ferne dokumentierte Verehrung des Griechen, Messer Giorgios Jvanicos, die der venezianischen Gesellschaft bisher ein Quell wirklich harmlosen Vergnügens gewesen, bekam mit einem Male im Munde der Leute eine andere Auffassung, die zu meinem Schrecken und meiner gerechten Empörung den Namen Donna Yolantas erst mit unreinem Hauche streifte und endlich zu besudeln drohte. Ein paar junge Bürschchen, die ich in Verbindung mit dem des Griechen i h r e n Namen zum mindesten unehrerbietig nennen hörte, belehrte ich mit dem Degen in der Faust eines Besseren und schrieb ihnen damit m e i n e Auffassung mit blutigen Lettern auf die Haut, aber als dann auch von anderen Seiten das Gift der elenden Verleumdung auf Donna Yolantas reinen Namen geworfen wurde, ward ich stutzig und erkundigte mich vorsichtig nach der Quelle dieser wahnwitzigen, niederträchtigsten aller Lügen. Und da erfuhr ich denn — was hätte i ch in Venedig nicht erfahren, wenn ich mir Mühe darum gab, daß in der Gesellschaft allenthalben anonyme, rätselhaft und geheimnisvoll in die Häuser gespielte Briefe umherspukten, welche den Namen Donna Yolantas mit dem des Griechen in einen schmutzigen Zusammenhang brachten. Durch meine vielfachen Verbindungen mit den Hintertreppen unserer Paläste gelang es mir, etliche der Briefe zu sehen — ihre Handschrift war wohl verstellt, aber mir aus manchen Eigentümlich-

zeiten doch nur zu vertraut: Michele Spada selbst war der Schreiber!!!

Weise wär's von mir gewesen, über diese Entdeckung hübsch den Mund zu halten und zu beobachten, was Micheles nächster Schritt sein würde, den Griechen und endlich auch Donna Yolanta rechtzeitig zu warnen und womöglich zu retten vor dem sich zuziehenden Netze der schändlichen Intrigue gegen die Ehre ihrer Ruhe und ihr junges Leben, — und meine Kenntnis von Micheles Charakter hätte mir diese Weisheit eigentlich zur Pflicht machen müssen, — aber mein leider auch zu warmes Blut und mein empörtes Gerechtigkeitsgefühl, empört, soweit Donna Yolanta in Betracht kam, spielten mir den bösen Streich, daß ich spornstreichs vor Michele trat und ihm, bebend am ganzen Leibe, seine Schändlichkeit mit bitteren Worten vorwarf und ihm schwor, ich würde ihn dem Rate der Zehn anzeigen, wenn er nicht gleich gut mache, was er schon Uebles gewirkt.

„Das wirst du nicht tun, Jacopo, mein Freund," war seine ganz kühle, ganz ruhige, fast hohnvolle Erwiderung auf meine vor Erregung sich überstürzende Rede, und als ich dadurch gereizt noch heftiger aufbrauste, sagte er: „Hör' mich wohl an: Meine Großmutter, die Dogaressa, hat von diesem Hause aus Intriguen gesponnen gegen den Rat der Drei, weil sie, möglicherweise sehr richtig, unter ihm den persönlichen Feind vermutete, der ihrem Sohn, meinem Vater, den Weg zur Dogenwahl versperrt. Daß ich von diesen Intriguen nichts gewußt, dafür hab ich dem Rat der Zehn genügenden Beweis geliefert, aber ich weiß, daß du, Jacopo Nani, der Zwischenträger für meine Großmutter warst und um ihre Pläne gewußt hast. Nun, diesen Zwischenträger sucht der Rat der Drei noch heut mit ungeschmälertem Eifer, und mehr als zwei oder drei Unschuldige haben für den Verdacht, es zu sein, die Schwelle der Todespforte des Dogenpalastes überschritten — ja, auf einen hab' ich sogar den Verdacht gelenkt, um dich vor der sehr sichern Strafe oder Rache des Rates der Drei zu schützen, der für den ihren Fingern immer durch-

schlüpfenden Inkulpat seinen Bravo beauftragt hat. Nun siehst du, Freund und Vetter Jacopo, daß du mit deiner dummen Anklage, die dir doch kein Mensch glaubt, nichts weiter erreichen wirst, als daß i ch dich unfehlbar gleichzeitig dem Rate der Drei als den langgesuchten Zwischenträger meiner Großmutter denunzieren würde! Dann hast du deinen letzten Becher Wein getrunken, mein Schatz, und du kannst dich drunten bei den Fischen mit deinen Vorgängern darüber einigen, was besser ist: den Michele Spada seinen Weg gehen zu lassen, oder ihn zu kreuzen. Was ich auch plane, geschieht unter allen Umständen und ist im Detail ausgearbeitet, und nun ich weiß, wie sehr dein Herz dabei beteiligt ist, sollst du auch gewürdigt werden, das Schlußtableau zu sehen!"

Elend an Leib und Seele, krank vor Ekel, Angst und Weh hab' ich Michele Spada nach dieser Unterredung verlassen. Also was ich getan, um meiner Wohltäterin, der alten Dogaressa, meine Dankbarkeit zu bezeugen, das wurde mir nun zur Kette, wie es umgekehrt mein Strick um den Hals gewesen. Schwieg ich und ließ Michele gewähren, so ließ ich damit ein Verbrechen zu, und suchte ich es zu verhindern, so war es mein Tod! Und ich Elender zog letzteren nicht vor, sondern suchte meine Feigheit und meine Todesfurcht mit der Ausrede zu entschuldigen, daß ein toter Freund gar kein Freund mehr sei und ich Donna Yolanta natürlich auch nicht retten könnte, wenn ich nicht mehr da sei. Pläne, sie und — vor allem mich dennoch zu retten, kreuzten sich wild in meinem Kopf, als ich nach jener Unterredung auf mein Lager geworfen dalag und den Rest des Tages, Speise und Trank verweigernd, zurückgezogen verbrachte, mein armes Gehirn vergeblich nach einem Auswege zermarternd. Als die Nacht hereinbrach, kam ich zu dem Entschlusse zu verreisen, um wenigstens nicht zusehen zu müssen, was geschah — ich wußte, es war feige Fahnenflucht, aber was blieb mir denn, wenn ich mich doch nicht entschließen konnte, mein bißchen Leben daran zu wagen? Mitternacht war über diesen schrecklichen

Gedanken und Kämpfen gekommen, und als mir danach schien, als wollte der Schlaf mich für Stunden von dieser Seelenmarter befreien, da öffnete sich meine Tür, Michele Spada trat ein und warf sich in den Sessel neben meinem Bette.

„Jacopo, mein Freund," begann er mit seiner aufreizenden, hohnvollen Ruhe, deren Ton bei ihm immer wirkt wie Peitschenhiebe, „dein polternder Eifer hat meine Pläne vorzeitig gereift und mich eher zum Handeln veranlaßt, als ich eigentlich wollte. Nicht etwa, daß ich dich fürchtete, denn ich meine, deine Hände sind dir so fest gebunden, als es möglich ist, aber du hast mich nachdenklich gemacht, lieber Junge, und mir die ganz unbewußte, aber gute Lehre gegeben, daß zu straff gespannte Saiten leicht springen können. Also zunächst: der Grieche ist erledigt."

„Wieso? Abgereist?" fragte ich gespannt.

„Abgereist — ins Jenseits," nickte Michele, als meldete er, Don Giorgios sei nach Chioggia gefahren.

Ich schlug die Hände zusammen.

„Herr des Himmels," sagte ich unwillkürlich leiser. „Wozu das?"

„Weil das zu meinen Plänen gehört," war die kühle Antwort. „Und Donna Yolanta wird heut nacht auch abreisen und morgen wird ganz Venedig wissen, daß die beiden zusammen geflohen sind, und alle Welt wird den armen Messer Michele Spada beklagen, dem solch ein Unglück unverschuldet zustoßen mußte! Siehst du, Jacopo, mein Freund, so kann auf deinen teuern Michele kein Schatten von einem Verdachte fallen, der doch sicherlich aufgetaucht wäre, wenn er das Unglück gehabt hätte, seine Frau durch irgend einen Schlagfluß oder Fieber zu verlieren. Du weißt, es ist immer mein Prinzip gewesen, unnützes Gewäsch zu vermeiden oder ihm keine Nahrung zu geben. Und nun stehe auf, mein Junge, und folge mir, denn ich will dir erlauben, der Abreise der Donna Yolanta beizuwohnen, weil du sie doch so sehr liebst! Weiß der Himmel, was diese Puppe

ohne Blut und Leben an sich haben muß, daß sonst ganz vernünftige Leute sich in sie verlieben und sie von fern anbeten, wie ein Klosterschüler eine Extra-Kollation! — Nun, Jacopo, auf! Was zögerst du noch?"

Ich versuchte einen Laut aus meiner trockenen Kehle herauszubringen, aber es kam nur ein unartikuliertes Geräusch wie Röcheln daraus hervor und ich fühlte, wie jeder Blutstropfen mir aus den Wangen gewichen war. Das Ungeheuer, das ich bis heute Freund genannt, hatte sich erhoben und stand vor mir mit einem Lächeln, mit dem er sich meiner Qualen weidete, schön wie Lucifer, stark wie Mars, prächtig anzuschauen in seinem schwarzsamtnen Wams, dessen Knöpfe und Spangen von Rubinen funkelten und gleißten wie Blutstropfen. Auf seinem Barett stak eine Adlerfeder, gehalten von einer juwelenblitzenden Spange, und über die Schultern hatte er einen prächtigen Mantel geworfen von schwarzem, damassierten Samt, gefüttert mit blutrotem Atlas und verbrämt mit dem kostbaren Rauchwerk des Blaufuchses.

„Wenn du mich genug bewundert hast, Jacopo, mein Freund, dann stehe auf und folge mir," sagte er höhnend, meinem auf ihn gerichteten Blick begegnend. „Oder," setzte er plötzlich wild drohend hinzu, „oder ich werde dir Beine machen!"

Nun fand ich meine Sprache wieder.

„Mache mit mir, was du willst," schrie ich auf, „töte mich, zeige mich dem Rat der Drei an — aber laß mich nicht sehen, wenn du dieses Lamm würgst, deine Hand mit dem Blute dieses reinen Kindes befleckst!"

„Jacopo, du wirst poetisch," spottete er. „Und nun mach, daß du mir folgst, ich rate dir's. Oder meinst du denn, ich werde mir von irgend einem Menschen einen Hymnus auf meine Frau vorsingen lassen, wie du es heute früh für gut fandest, ohne daß ich den frechen Lümmel dafür strafe? Einem andern hätte ich meinen Degen zu kosten gegeben, aber weil du's bist, der mir die freche Rede gehalten, so sollst du sie — abreisen sehen!"

Ich stöhnte laut auf in Jammer und Pein, fest entschlossen, mich lieber in Stücke reißen zu lassen, als ihm zu folgen, dann aber durchzuckte mich der Gedanke: vielleicht kannst du sie doch noch retten, und wär's durch das eigne Leben! (Just was zu tun ich mich den ganzen Tag nicht entschließen konnte!) Oder durch einen Gewaltstreich gegen Michele selbst! Oder wenn alles fehlschlug, ihr zur Seite zu stehen und sie zu stützen.

„Ich lese alle deine Gedanken auf deinem Gesichte ab, wie in einem Buche," sagte Michele langsam. „Laß die Hand dort von dem Dolche hinter dir auf dem Tische und den Degen lasse hier! Du wirst gar keine Waffe mit dir nehmen und besser überhaupt keinen Ueberfall gegen mich planen, denn ich bin gut bewaffnet und, wie du weißt, auch stärker als du! Komm!"

Und ich folgte ihm, der rätselhaften Gewalt gehorchend, die er von Kind auf über mich ausgeübt, einer Gewalt, die nur nachließ, wenn ich nicht unter seinem kalten, fascinierenden Blicke mich befand.

Im Palazzo ruhte alles längst, es begegnete uns keine Menschenseele, als wir leisen Schrittes und schweigend den furchtbarsten Gang antraten, den ich je auf dieser Welt gegangen! Michele führte mich, ohne daß ich's sonderlich geachtet hätte, einen eignen Weg, nämlich in das Archiv, allwo er eine geheime Tür, die ich noch nicht gekannt, öffnete und dadurch eine Treppe auftat, die sowohl nach oben als nach unten führte. Er hieß mich die obere gehen und die Wachskerze vorantragen, die uns bis hierher geleuchtet. Nicht ohne Verwundern stieg ich die Treppe hinan, die eben nur so breit war, daß man sie, ohne sich zu stoßen, zwischen den Wänden schreiten konnte. Nach etlichen Stufen mündete die Treppe in einen kurzen Gang und dieser endete an einer schmalen, hölzernen Tür, deren Federwerk daran sichtbar und darum sicher von der anderen Seite eine maskierte Geheimpforte war. Michele ließ diese Federn spielen und die Tür schob sich lautlos in die Wand.

Wie aber erschrak ich, als ich durch Michele vorwärts gestoßen, mich mit ihm in Donna Yolantas Schlafgemach befand! Sie selbst lag schlummernd in ihrem, von goldfarbenem Seidenstoff umrauschten Bett, in der herabgesunkenen Rechten einen kleinen Spiegel von poliertem Silber, in den sie geschaut haben mochte, die köstlichen Haarspangen von Smaragden und Diamanten zu bewundern, die ihr die Königin von Cypern gestern erst als Namenstagsangebinde zugesandt. Sich wie ein Kind des neuen Schmuckes freuend, hatte sie denselben wohl nach dem Zubettgehen noch einmal in ihr goldenes Haar gesteckt und war dann über dem unschuldigen Spiel eingeschlafen. Als ich, gestoßen von Michele, wie ein Trunkener in das Heiligtum stolperte, fuhr sie empor aus dem Schlafe.

„Was ist geschehen?" rief sie, sich aufrichtend. „Du, Michele? Ihr, Jacopo? Ja, träume ich denn?"

Michele zündete, ohne zu antworten, die Kerzen an, die in den Armleuchtern auf dem Kaminmantel standen, dann trat er hart an das Lager Yolantas hin.

„Stehe auf," befahl er, „denn du wirst noch in dieser Stunde eine weite Reise antreten."

„Ich?" fragte sie verwundert. „Mein Gott, es ist ja noch tiefe Nacht! Wohin sollte ich da reisen?"

„Wo du viele treffen wirst, wenn du daran glaubst. Du sollst sterben!"

Yolanta legte die Hände zusammen wie zum Gebet.

„Ich stehe in Gottes Hand," sagte sie schlicht. „Du solltest so grausam nicht scherzen, Michele!"

„Es ist mir bitterer Ernst," sagte er mit einem Ton, der sie erschreckt aufblicken machte. „Steh auf und folge mir, und jenem da, den ich eingeladen, dich sterben zu sehen. Hast du noch etwas zu sagen, etwas zu erbitten, so tu' es bald —"

Sie erhob das reizende, blasse Gesicht und warf die Fülle ihrer goldenen Haare stolz zurück.

„Ich bin wehrlos vor dir," sagte sie sanft, aber fest, „aber ich bin eine Tiepolo und werde nicht um mein Leben betteln, wenn es dein Sinn ist, mich zu ermorden.

Ist mein Tod das Einzige, womit ich dich zufriedenstellen kann, so nimm dieses Leben hin, das zu arm gewesen, um dir etwas zu bieten, was mir in deinem Herzen einen Platz gesichert hätte. Es war mir versagt, diesen Platz zu gewinnen, wie es das Streben meines Daseins war. Doch das Recht habe ich doch, zu wissen, warum du mich töten willst!"

Michele wandte sich halb ab — hatte er diese Größe in dem zarten Geschöpfe nicht erwartet, nicht diese stolze und doch so rührend sanfte Resignation?

„Wozu erklären, was mein Grund ist?" erwiderte er rauh. „Es ist mein Wille so, das sei dir genug!"

„Und ist Euch das auch genug, Jacopo Nani?" fragte Yolanta mit der gleichen Ruhe und Sanftmut. „Michele mag sich glücklich schätzen, einen Freund zu haben, der ihm so ergeben ist, daß er auch diese Tat mit ihm teilt!"

„Donna Yolanta! Donna Yolanta!" schrie ich auf und sank in die Knie und verbarg mein zuckendes Angesicht in den Händen, nur um das hohnvolle Lächeln Micheles, den vorwurfsvollen Blick dieser Kinderaugen nicht sehen zu müssen.

„Ah!" sagte sie leise. „Ich verstehe! Wie aber steht es mit deinem Gewissen, Michele — wird es dir Ruhe lassen, wenn mein Blut es belastet? Wirst du am Tage des Gerichts bestehen mit der Blutschuld darauf?

„Schweig!" gebot Michele schneidend. „Ich bin nicht gekommen, Predigten von dir zu hören, und halte es für geziemender, wenn du dein eigenes Gewissen prüfst, ehe du die weite Reise in das unbekannte Land antrittst!"

Donna Yolanta bekreuzte sich inbrünstig.

„Mein Gewissen ist rein," erwiderte sie. „Erst gestern Morgen kniete ich am Tische des Herrn, getrieben von einem unwiderstehlichen Drange!"

„Um so besser für dich! Stehe auf und folge mir!"

Sie glitt heraus aus dem Bett und stand nun wie eine Engelsgestalt vor uns in ihrem langen, weißen

Nachtkleide, unter dem die kleinen, nackten Füße rosig hervorsahen wie bei einem Kinde.

„Auf Mitleid und Erbarmen habe ich bei dir nicht zu rechnen, Michele," sagte sie sanft. „Tu' also dein Werk, von dem du dir besondere Vorteile erhoffen magst. Du wirst sie aber nicht erringen, Michele, denn mein Blut wird wider dich zum Himmel schreien. Und nun, mach's kurz — das ist meine einzige Bitte!"

Michele ergriff eine der brennenden Kerzen und drückte mir eine andere in die Hand, indem er auf ein paar winzige, goldgestickte Pantoffel wies, die neben der Bettestrade standen. Doch Donna Yolanta schüttelte mit dem Kopf und lächelte flüchtig.

„Meine Seele braucht keine Schuhe, wenn sie zu Gott geht," sagte sie schlicht. „Dorthin braucht sie nur das hochzeitliche Gewand aus dem Evangelium. Der Allbarmherzige, der diese Tat zuläßt, wird es mir so hoch nicht anrechnen, wenn noch einiges daran fehlt. Meine Füße sind weich und verwöhnt in diesem Leben — vielleicht, wenn ich sie unbedeckt zum letzten Gange zwinge, rechnet's der Schöpfer mir als Buße an, daß ich in der letzten Nacht einschlief mit dem Spiegel in der Hand, statt mit dem Kruzifix!"

Michele deutete auf die noch offenstehende Geheimtür neben dem Kamin und ich vorausschreitend, Donna Yolanta in unserer Mitte, traten wir den Gang an, den ich seitdem Nacht für Nacht im Traume und im Wachen in Gedanken wandle. Als wir an der Stelle der schmalen Treppe vorüberkamen, wo wir vom Archiv aus eingetreten, dachte ich daran rasch durch die Geheimpforte zu entspringen, Donna Yolanta mit mir zu ziehen und Michele hinter uns lassend, auf der Treppe einzusperren. Bis er durch das verlassene Schlafgemach leicht genug wieder frei wurde, konnten wir uns durch eine Seitenpforte des Palastes nach der Halle hinaus retten und dort, wenn kein Entkommen möglich war, wenigstens Lärm schlagen und unter dem Schutze der Herbeieilenden Donna Yolanta in ihr Vaterhaus bringen. Es war eine ganz verzweifelte Idee, entsprungen der Verzweiflung,

die in mir wühlte! Michele hatte sie natürlich vorausgesehen, denn als die Stelle kam, steckte er zwischen mich und die Pforte ohne ein weiteres Wort die Spitze seines Schwertes, das er gezogen, ehe wir das Schlafgemach verlassen — kein Degen, wie er üblich war, sondern ein breites, blankgeschliffenes Schlachtenschwert an juwelenbesetztem Gehänge, wie es zu Kriegszügen benutzt wurde.

So wurde denn diese einzige Hoffnung auf Rettung zu nichte und mir blieb nur, mit wachsamem Auge einen anderen Ausweg zu erspähen und die Gelegenheit rasch zu benützen. Aber ach! Es zeigte sich nichts, kein Mäuseloch, durch das zu entschlüpfen gewesen wäre. Eine mir endlos dünkende Zahl von Stufen brachte uns auf dieser Schreckensreise endlich vor eine schwerbeschlagene schmale, spitzbogige Tür, die Michele mich einfach aufstoßen hieß und nun betraten wir einen gewölbten Kellerraum, etwa acht Schritt lang und ebenso breit — ich vermute, daß man darin früher wichtige Papiere und Schätze an Silber und Juwelen aufbewahrte zu unruhigen Zeiten, denn der Raum war trocken und wohlgelüftet, trotzdem ich nicht sagen kann, wie das geschehen, da ich Fenster und Luftlöcher nicht bemerken konnte. In einen eisernen Halter an der Wand steckten wir die brennenden Kerzen — etliche Truhen standen herum, auch ein kleiner Tisch und ein niederer Schemel waren in dem Gemache vorhanden, das meiner Berechnung nach unter dem Wasser liegen mußte, denn mir war's, als hörte ich es oberhalb der Decke gurgeln und die beginnende Flut gegen die Mauern klatschen und schlagen.

„Wenn du noch beten willst, so tue es rasch,“ gebot Michele mit abgewandtem Gesicht.

„Ich bin bereit,“ erwiderte sie, „und nur eins möchte ich noch sagen. O, nicht dir, Michele, denn wenn du das Herz hast, mich zu töten, so wirst du es auch haben, mir die letzte Bitte zu verweigern, die unerfüllt mir die Ruhe zum Sterben rauben würde. An Euch wende ich mich, Jacopo Nani! Ich habe Euch, seit ich den Namen

Spada trage, nur Freundliches gesagt und erwiesen, ich habe für Euch in meinem Herzen Gefühle christlicher Schwesterliebe gehegt und Eurer täglich in meinem Gebete gedacht, — darum versprecht mir bei allem, was Euch heilig ist, daß mein Leib in geweihter Erde ruhen und mir ein christliches Begräbnis wird. Verscharrt oder ertränkt wie ein Hund zu werden — es würde mir keine Ruhe lassen nach dem Tode! Versprecht es mir, Jacopo Nani, ich bitte Euch darum, ich, eine Sterbende. Ich will ja keinen Prunk, kein Schaugestelle, nur begraben wie eine Christin will ich werden, damit, wenn die Posaunen rufen zum jüngsten Gericht, ich mit dem Zeichen des Kreuzes vor Gottes Richterstuhl treten kann, weil ich doch ohne Sakrament und ohne letzte Wegzehrung, hungernd nach dem Brote des Lebens, von hinnen muß, unvorbereitet für die letzte, lange Reise nach jenseits der Sonne: Jacopo Nani, versprecht mir das, versprecht mir, daß mein Leib in geweihter Erde dem Auferstehungstage entgegenruhen wird!"

„Ich verspreche es Euch," schluchzte ich, ihr zu Füßen sinkend und die kleine Hand berührend, die sich mir beschwörend entgegenstreckte. Aber gleichzeitig fast sprang ich auf und Michele an die Kehle.

„Wart!" brüllte ich ihm ins Angesicht, „jetzt will ich dich lehren, Kinder zu schlachten!"

Doch er hatte diesen Ueberfall vorausgesehen. Ein Schlag gegen meine Brust machte mich wanken und im nächsten Moment waren meine Hände, trotz verzweifelten Ringens, mit einer starken, seidenen Schnur gefesselt, die er bereitgehalten.

„Sie war ihr bestimmt — jetzt muß sie gut sein für dich," zischte er mir zu. Dann stieß er mich zur Seite und zog seinen Dolch und mit erhobenem Arm trat er auf Donna Yolanta zu, die mit gefalteten Händen stand, ohne zurückzuweichen und die schönen großen, unschuldigen Augen nach oben gerichtet, die Lippen leise wie im Gebet.

Aber Michele ließ den erhobenen Arm mit dem Dolche wieder sinken — fühlloser als ein Stein hätte er

sein müssen, wäre er imstande gewesen, diesen Blick seines Opfers auszuhalten.

„Knie' nieder," herrschte er sie an mit rauher, veränderter Stimme, „knie' nieder und ziehe deine Haare fort vom Nacken!"

Gehorsam kniete sie nieder, zog sich selbst den Schemel näher, legte ihr holdes Antlitz darauf und nahm mit beiden Händen die krause Fülle ihrer goldnen Haare von dem schlanken, weißen Nacken hinweg. Ich sah nur noch, wie Michele sein Schwert ergriff und schloß die Augen so fest, daß es mich schmerzte. — — —

Als ich sie wieder öffnete, war es, als Michele mit dem Dolche die Schnur, die meine Hände fesselte, durchschnitt.

„Komm!" herrschte er mich dabei an und deutete auf die zweite Kerze in dem Ringe an der Wand.

Aber ich sah nur eins, was ich in diesem Leben nie vergessen werde, und — war's Wahn, war's Wirklichkeit? Mir war's als ob ein lichter Schein ausginge von dem holden Kopfe, der seine gebrochenen Augen mir gerade zuwandte und mich mit ihnen an mein Versprechen zu mahnen schien. Unbekümmert um den warmen Lebenssaft des hingeopferten Engels trat ich heran und legte leise und ehrfürchtig das blonde Haupt zurecht, und da ich selbst nichts hatte, den toten Leib zu verhüllen, so riß ich den kostbaren Mantel von Micheles Schultern und breitete ihn sogleich über sie hinweg, ohne daß er, der sich selbst zum Henker erniedrigt, einen Einwand gemacht hätte.

Schweigend traten wir den Rückweg an und außer jenem Eide, den er mich danach noch zwang, ihm zu leisten, haben Michele und ich seit jener Nacht kaum zehn Worte gewechselt.

Er hat sein Werk vollendet wie alles, was er sich vorsetzte zu tun; mit peinlicher Genauigkeit. Er hat aus Donna Yolantas Zimmer noch vor dem Morgengrauen ihre Kleider entfernt, in denen sie ihre vermutete Flucht mit dem Griechen angetreten, und er hat die Nachricht von dieser Flucht selbst durch Wort und Schrift zu be-

stätigen sich bemüht. Und alle Welt mußte die Schmach glauben und glaubte sie natürlich, je nach der Person, willig oder widerwillig. Nur eine hat nie daran geglaubt, das war die Königin von Cypern, und so oft ich sie mit Michele zusammen sah, las ich in ihren Augen immer das Mißtrauen und den Verdacht! Aber Michele scheint davon nichts zu sehen und bereitet sorglich die falsche Nachricht vor, welche die Kunde von Yolantas Tode im Lande Egypten bringen wird. Das ist ja der letzte Stein zu dem kühnen Gebäude seiner ehrgeizigen Hoffnung auf Cyperns Königskrone, aber ich will alles, was ich auf dieser Welt mein nenne, zum Pfande geben, daß er sein Ziel nicht erreicht, denn Caterina Cornaro hat in seiner schwarzen Seele gelesen und abgesehen davon, daß ich nicht glaube, sie wird ihren Witwenstand aufgeben, so prophezeihe ich ihm aus meiner Beobachtung, daß er in ihrem Herzen und in ihren Plänen keinen Raum hat und daß Yolanta vergeblich geopfert ward!

Ich aber schüttele den Staub von meinen Sohlen und verlasse den Palazzo Spada auf immer. Und da ich nicht reden darf und kann, gebunden durch meinen Eid und den elenden Hang am Leben, so habe ich dieses niedergeschrieben und verberge es in der Oubliette der alten Dogaressa, in der Hoffnung, daß Gottes Hand einen Menschen dahin leiten wird, diese Blätter zu finden. Wer immer aber es auch sei, der dieses liest, den beschwöre ich bei seiner ewigen Seligkeit, dem Leibe der hingemordeten und unschuldig schwer verleumdeten Donna Yolanta della Spada aus dem edlen Hause der Tiepolo das christliche Begräbnis zu gewähren, das ich ihr, trotz meines in ihrer Todesstunde gegebenen Versprechens versagt. denn, so fühle ich's, ich werde eher keine Ruhe im Grabe finden, bis dies Versprechen eingelöst ist! Täglich tritt sie vor mich hin, mich daran zu mahnen — ich sehe sie in diesem Augenblicke vor mir stehen in ihrem Nachtgewande mit den bloßen Füßen und dem langwallenden Goldhaar, darin die Spangen

der Königin von Cypern funkeln und gleißen — — und sie immer so vor mir zu sehen, das geht über meine Kräfte, selbst wenn ich's ertragen hätte, mit ihrem Mörder unter einem Dache dieselbe Luft zu atmen.

So gehe ich denn meine Kriegs- oder sonstigen Dienste einem fremden Lande anzubieten. Doch du, Fremdling oder ein Spada selbst, denk' meiner Bitte! Wenn du in der Stanza d'oro rechts vom Kamin gegen die Ananasfrucht drückst, welche das Paneel als Einlage ziert, so wird es in die Wand weichen und dir Gang und Treppe enthüllen, die in ihre Gruft führt. Nur von da kannst du herab, denn im Archiv hat Michele Spada selbst die geheime Pforte vernagelt. Unten an der Tür angelangt, wirst du rechts daneben eine kleine Nische sehen, — dorthin hat Michele den Schlüssel gelegt zu besagter Tür, deren Schloß verkehrt, das heißt nach rechts öffnet, nach links aber schließt. Und schreitest du über die Schwelle, dann tritt ehrfürchtig in das gewölbte Gemach, denn es ist das Grab eines Engels, der die Schwingen hier auf Erden kaum entfaltet, und von grausamer Hand getroffen, zu frühe heimkehren mußte in sein seliges Reich.

Mir aber, der ich es zulassen mußte, was geschehen, mir fluche nicht, sondern spende mir einen mitleidigen Gedanken, da ich um ein Gebet nicht zu bitten wage, mich dessen unwürdig fühlend. Vor allem aber: löse mein Versprechen ein, damit ich die Ruhe im Grabe finde, die mir sonst versagt ist.

sig. Nani Jacopo."

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

„Es ist doch eigentümlich," sagte Doktor Marino, als ich das letzte Wort dieses Manuskriptes geschrieben und nun mit einem ganz merkwürdig heißen hartnäckigen und feuchten Schleier vor den Augen die Feder hinlegte, unfähig ein Wort zu sprechen, — „es ist doch eigentümlich, daß Sie berufen waren, dieses

Schriftstück zu finden, das dem Hause Spada das uralte Rätsel der Donna Yolanta löst. Denn ein schlechter Scherz können diese Blätter nicht sein, sie reden vielmehr von einem blutigen Ernst und ich stehe nicht mehr an, es auszusprechen, wie ich daran glaube, daß eine christliche Beisetzung der Reste jener Unglücklichen — wenn sie noch zu finden sind — ihrem Geiste endlich die ersehnte Ruhe verschaffen werden. Aber zu denken, daß Sie, Ruth von Geroldsau, ausersehen waren, das Werkzeug dazu zu sein, das ist auch eines von jenen Rätseln, von jenen Verkettungen des Schicksals, die, noch unergründet, dennoch immer wiederkehren, in denen Glied um Glied sich zu einer Kette reihen, ohne daß wir deren Werden sehen, geschweige denn begreifen können. Sie, vor acht Tagen noch ahnungslos über Ihr „wohin?" in Montreux, — ich, getrieben von der plötzlichen Idee der Grille, wie Sie's nennen wollen, das Rätsel der Ca' Spada zu ergründen — — — dann die plötzliche Erkrankung der Fürstin, Sie werden dadurch hierhergesandt, wohin Sie trotz Ihrer Attachierung an die Person der Marchesa ohne diesen Zwischenfall nie gekommen wären — Sie betreten den Palast gewissermaßen mit verbundenen Augen und schreiten doch, unbeirrt und sicher, als könnte es nicht anders sein, dahin, wohin eine wunderbare Vorsehung Sie ausgesandt, als ein Engel vom Himmel Sie Ihren Eltern in die Wiege gelegt — —"

Verwundert sah ich den Doktor an, der mir gegenübersaß und leise alles das sprach, als wäre es gar nicht an mich gerichtet.

„Herr, dunkel ist der Rede Sinn," konnte ich mich nicht enthalten auszurufen, als er eine Pause machte. Doch da er nichts erwiderte, so forschte ich auch nicht weiter, sondern sagte nur: „Ich bin ganz erfüllt von Jacopo Nanis erschütternder Aufzeichnung — sie wirkt auf mich so unmittelbar, als klänge sie nicht aus fernen, alten Zeiten zu uns herüber, sondern wie ein eben stattgehabtes Ereignis —"

„Ich sah's an den tapfer, aber doch nur halb bekämpften Tränen in Ihren Augen," nickte Doktor Marino.

„Ich schäme mich ihrer nicht," versicherte ich, da das verräterische Naß mir frisch emporquoll und über meine Wangen rieselte, herab auf meinen Schoß. „Es ist keine Schande, ergriffen zu sein von dem tragischen Schicksal der Menschen, wenn diese auch lange, lange vor mir gelebt. Ich bemitleide ihn von Herzen, den armen, schwachen Jacopo Nani, dessen Feder so bewegliche Worte gefunden — und was Donna Yolanta betrifft, nun, meine Tränen gelten ihr. Das war eine Venetianerin, auf die Sie stolz sein können, Doktor Marino. Venedigs Geschichte meldet prunkend die Namen von Caterina Cornaro und Bianca Capello und nennt beide die Töchter der Republik! Und was waren sie? Die erstere wohl eine schöne und auch tugendhafte, eine geistvolle Frau, aber doch nur der Spielball ihrer Republik — und die zweite? Eine schöne leichtfertige Sünderin, die Ehrgeiz zum Verbrechen trieb und als sie ihr Ziel erreicht, von ihrer Vaterstadt servil genug ebenso gefeiert wie vordem geschmäht wurde! Die Märtyrerin Yolanta della Spada aber nennt nicht einmal eine venetianische Chronik und ihrem Hause und dem Volke ist sie, dank der verbrecherischen Verleumdung ihres Gatten, nichts als der Irrgeist eines pflichtvergessenen Weibes, und müßte durch ihre Seelengröße, mit der sie ihren schrecklichen Tod erlitten, allein in der Zahl der Heiligen stehen! — Werden Sie dem Marchese heute noch diese Entdeckung melden?"

Doktor Marino antwortete nicht gleich — nach einer Weile erst sagte er, wie zögernd:

„Man müßte doch wohl erst die Bestätigung dieser Blätter suchen — das heißt, man müßte es versuchen, ob die sterblichen Reste von Donna Yolanta noch zu finden sind oder doch wenigstens ihre nachweisliche Spur —"

„Nun," fiel ich ein, „Jacopo Nani hat doch den Weg dazu ganz deutlich angegeben!"

„Gewiß, aber über diese Angaben sind mehr denn vierhundert Jahre dahingegangen und da anzunehmen ist, daß ein menschlicher Fuß seitdem den verborgenen Weg nicht mehr betreten, so muß man mit dem Verfall und dem Zahn der Zeit überhaupt rechnen."

„O — Sie sagten selbst einmal, die venetianischen Paläste seien für die Ewigkeit gebaut," rief ich lebhaft. „Wenn also der Marchese diese Blätter erst mit der Bestätigung des darin Gesagten erhalten soll, so nehme ich an, haben Sie es vor, den geheimnisvollen Weg zu gehen —"

„Mit Ihrer gütigen Erlaubnis!"

„O, Herr Doktor! Soll das Hohn oder Spott sein?"

„Keins von beiden, gnädiges Fräulein. Da Sie aber die Stanza d'oro für den Augenblick bewohnen, so wäre es nur Ihr gutes Recht, zu sagen: Macht, was ihr wollt, aber laßt mir mein Zimmer in Ruhe, nach dem Sprichwort: my house is my castle!"

„Ah so — in diesem Sinne bedürfen Sie meiner „gütigen Erlaubnis"! Also, ich erteile Sie Ihnen nicht nur in aller Form und ohne Einschränkung, sondern ich brenne darauf, daß Sie bald davon Gebrauch machen!"

„Und ich," fügte Doktor Marino lebhaft hinzu, „ich muß gestehen, daß mich der gleiche Entdeckungstrieb beseelt, aber ich habe Bedenken, die ich noch nicht recht zu überwinden weiß. Zunächst: ich möchte nicht gern einen dritten, selbst nicht den guten Danieli in diese Sache einweihen, nicht nur, weil er zu den Tapfern nicht gerade gehört, aber ich fürchte, er könnte auch nicht schweigen und dann weiß bis morgen Mittag ganz Venedig die Geschichte, was ich jedenfalls vermeiden will —"

„Ich sehe auch gar nicht ein, warum Danieli eingeweiht werden sollte —"

„Nun, es hätte so seine Annehmlichkeiten gehabt. Mit Danieli zusammen hätte ich zum Beispiel ganz gut Ihre Zimmer betreten können, was ich allein wohl kaum werde tun dürfen —"

„Jacopo Nani spricht von einem zweiten Zugang durch das Archiv —"

„Aber er vergißt, den Platz näher anzugeben. Nach dem Plane käme ja freilich nur die eine nördliche Wand in Betracht, doch diese ist bis zur Decke mit Schränken bekleidet, die wiederum vollgeladen mit Urkunden und Skripturen sind. Bedenken Sie die Riesenarbeit, diese Schränke auszuräumen und von der Wand zu rücken! Dazu dürfte es vieler helfender Hände, und ist die Tür wirklich noch vorhanden, dann adieu, Geheimnis!"

„Nun, so lassen Sie mich morgen unter irgend welchem Vorwand das Zimmer räumen und in ein anderes ziehen —"

„Und zwei Stunden später weiß wiederum ganz Venedig, daß die deutsche Signorina trotz tapferer Gegenwehr von den Geistern des Hauses Spada vertrieben worden ist! Da Sie selbst aber so mutig stand gehalten haben, würde ich Sie nur ungern dem immer nur schlummernden Gewäsch ausliefern — aber ich sehe keine andere Möglichkeit —"

„Doch," fiel ich ein, „ich sehe sie ganz klar. Ungewöhnliche Dinge erfordern ungewöhnliche Schritte. Ich werde heute abend nicht schlafen gehen — an Schlaf ist ja nach dem Gehörten doch nicht zu denken, und wenn im Palazzo alles zur Ruhe gegangen ist, so wird die Stanza d'oro für Sie frei sein. Im Schutze der Nacht werden Sie dann unbeobachtet und unbehelligt Ihre Nachforschung abhalten können. „O ja," setzte ich lebhaft hinzu, „o ja, tun Sie es, bitte! Denken Sie, für die arme Seele, die so lange schon umherwandelt und vergeblich um ein christliches Begräbnis fleht, ist jeder Tag, der sie früher der Erfüllung ihres Wunsches zuführt, auch ein Tag der ersehnten Ruhe!"

„Nun," erwiderte der Doktor mit leisem Lächeln, „wenn mein Glaube an diese Auffassung auch noch lange kein unbedingter ist, so drängen mich doch andere Motive, die Wahrheit von Jacopo Nanis Aussagen zu prüfen. Ich nehme Ihr Anerbieten also an. Doch sollten Sie trotz allem müde werden und zur Ruhe gehen

wollen, so tun Sie es nur immerhin, dann trete ich nach diskretem Klopfen auch gern wieder den Rückweg an!"

Als ob ich nach all dem Gehörten hätte schlafen können! Als ich mich nach etwas verlängertem Aufenthalt im Salon nach beendeter, aber von innerer Aufregung kaum genossener Pranza in meine Zimmer begeben und in der Stanza della Dogaressa am Tisch mit meinem Buche Platz genommen, nachdem ich Formosa entlassen, saß ich ohne lesen zu können und überdachte mit klopfenden Pulsen das Gehörte, Unglaubliche, Unerhörte. Unerhört — wenigstens für unsere Zeit — in jenen fernen, finstern Tagen mochten wohl derartige Vorkommnisse mehr an der Tagesordnung sein. Und während ich saß, erwartete ich eigentlich fortwährend Jacopo Nanis Gestalt zu erblicken — aber ich sah sie nicht, habe sie nie wieder gesehen! Hatte der gelehrte Verfasser jenes Buches über Okkultismus doch recht, hatte Jacopo Nani, nun sein Schriftstück gefunden war, die Ruhe gefunden, die ihm die Reue über sein unerfülltes Versprechen an die Sterbende geraubt? Über diese ungelösten, unlösbaren Rätsel nachdenkend, saß ich ein paar Stunden auf einer Stelle und Mitternacht hatte es längst von allen Türmen Venedigs geschlagen und geläutet, da klopfte es leise an meine Tür, die ich vorsichtig aber erst öffnete, als Doktor Marino mir bestätigte, daß er es sei.

Er trat ein mit einer brennenden Acetylenlaterne in der Hand, deren grelles, weißes Licht sofort siegreich in die dunkelste Ecke drang — das sezierende, alles durchdringende Licht des zwanzigsten Jahrhunderts, berufen, die düsteren Geheimnisse verklungener Tage zu enthüllen. Er grüßte mich kurz, aber mit seiner vollendeten Form, und sagte lächelnd:

„Eigentlich ist dieses nächtliche Abenteuer doch ganz dem Charakter des Ortes entsprechend und wundervoll geeignet, das Gruseln zu erlernen, wenn einem das in der Ca' Spada bisher versagt gewesen sein sollte. Mein Kompliment Ihrem Mute, gnädiges Fräulein! Es werden Ihnen nicht viele junge Mädchen nachmachen,

was Sie hier getan und ausgefochten haben. Nun aber avanti denn die Zeit und noch mehr Ihr Schlaf sind kostbar!"

„O, den hole ich schon noch nach," versicherte ich eifrig. „Aber die Zeit ist s, die uns treibt. Gehen wir!"

„Wir?" wiederholte Doktor Marino mit eigenem Ausdruck. „Ich bin allein —"

„Doch nicht — ich werde Sie begleiten," fiel ich fest ein.

„Gnädiges Fräulein —"

„Ja, glauben Sie denn, es würde mir hier oben Ruhe lassen, während Sie einen Gang gehen, der alle möglichen anzunehmenden und unbekannten Gefahren mit sich bringen kann?" erwiderte ich. „Wissen wir's denn, ob Jacopo Nanis Schrift nicht eine Falle ist, berechnet für irgend einen seiner Feinde? Kann nicht Verfall oder verdorbene Luft oder sonst, was weiß ich, in dem verborgenen Gange lauern, Sie zu treffen; wissen wir, ob die Treppe auch dahin führt, wohin der Plan zeigt? Und ich, die das Werkzeug war zur Auffindung jener Aufzeichnungen, ich, die ich Sie gewissermaßen angestiftet zu diesem abenteuerlichen, nächtlichen Gange, ich sollte hier oben zurückbleiben und die Hände in den Schoß legen, während ich, Ihnen folgend, mit meinen schwachen Kräften Ihnen helfen kann und zum mindesten doch das Medium bin für die Außenwelt, wenn Ihnen etwas zustoßen sollte!"

Ich hatte mich ganz in Eifer geredet und Doktor Marino antwortete nicht gleich. Dann aber sagte er:

„Es geht nicht — ich kann und darf nicht zugeben, daß Sie möglichen Gefahren ausgesetzt werden, die Sie ebenso treffen können als mich —"

„Und ich," fiel ich ein, mich vor die Tür zur Stanza d'oro stellend, „und ich werde nicht zugeben, daß Sie allein dort herabsteigen, und wenn Sie auf Ihrem Vorsatz beharren, so verweigere ich Ihnen den Eintritt in mein Zimmer, — das ist mein gutes Recht, so lange ich es bewohne, und wünsche Ihnen eine gute Nacht, Herr Doktor!"

Es zog, während ich sprach, ein Wetterleuchten über sein schönes Gesicht und als ich geendet, lachte er, wahrhaftig, er lachte, aber es war ein glückliches, frohes Lachen. Und dann trat er dicht vor mich hin.

„Ist das nun einfache, christliche Nächstenliebe, oder ist das — — ja, ja, die blauen germanischen Augen sagen, was der sonst so rasche rote Mund nie aussprechen würde — — — Ruth, ich bin der glückseligste Mensch in der ganzen Welt!"

Und eh' ich's mich versah, hatte er mich mit seinen Armen umschlungen und mich geküßt, und für einen Moment wußt ich's mit einem Male, warum ich mich in Venedig so unbeschreiblich glücklich gefühlt. Aber ich machte mich trotzalledem gleich los aus seinen Armen.

„Herr Doktor —" begann ich, aber ich kam nicht weiter, denn die dummen Tränen stürzten mir aus den Augen, daß ich nicht sprechen konnte und ich schlug beide Hände vor das Gesicht.

„Ruth," sagte er leise, „Ruth, wenn Sie mich nur halb so lieben könnten, wie ich Sie liebe, dann zögern Sie nicht, mir Ihre liebe Hand zu reichen zu dem Gange durch das Leben. Und heute schon, noch ehe Sie am Altare mein werden, will ich Ihnen geloben, Sie „zu achten, zu lieben und hochzuhalten", wie es der Schwur am Traualtar verlangt. Und wenn ich zu frühe gesprochen, wenn ich Sie erschreckt habe mit meinen Worten und mit meinem Kuß, dann vergessen Sie's nur und bedenken Sie, daß die elementare Gewalt der Liebe nicht nach Zeit und Stunde frägt, wenn sie überschäumt über die Grenzen, die man ihr gezogen, sondern dann entzündet durch einen mächtigen Strahl zur lodernden Flamme wird, die sich verrät, Ruth, was habe ich zu hoffen?"

Da legte ich ohne Zögern meine Hand in die seine und sagte mit vor Bewegung schwankender Stimme nur die Worte meiner alttestamentarischen Namenspatronin:

„Dein Volk sei mein Volk, dein Land mein Land und dein Gott mein Gott. Und wohin du gehst, dahin gehe auch ich —"

Und er beugte sich herab und küßte meine Hand, und küßte meine Stirn und meinen Mund. Und so verlobten wir uns, und da großes Glück zu inhaltreich ist für Worte, so standen wir schweigend, Hand in Hand und Aug' in Aug', bis jäh und unversehens die erste Morgenstunde von den Türmen schlug und uns aufschreckte aus seligen Gedanken.

„Ruth, wenn Sie wirklich entschlossen sind, mir auch auf dem Gange hinab zu folgen, so lassen Sie uns gehen, es wird Zeit," sagte mein Verlobter mit einem Seufzer, und ohne ein weiteres Wort ging ich voraus in die Stanza d'oro, die beleuchtet von der roten Ampel war, wie jede Nacht. Doch unwillkürlich fuhr ich zurück, denn an der Wand, rechts vom Kamin stand die wohlbekannte Gestalt der Donna Yolanta, als hätte sie uns erwartet, das Angesicht uns zugekehrt, die Arme halb ausgebreitet.

Ich blickte mich nach Marino um (Marino ist nämlich auch sein Vorname — Marino Marino), ob er sah, was ich sah.

„Ich sehe sie," nickte er mir zu. „Sie war die ganze Zeit da, hinter deinem Stuhl, indes du an Jacopo Nanis Aufzeichnungen schriebst!"

Und er schritt auf das bewußte Paneel zu, als stünde sie nicht vor demselben, dann drückte er gegen die eingelegte Ananas, aber erst mehrfachen Versuchen gab die wohl etwas verrostete Feder nach und nur langsam und wie widerwillig glitt das Paneel in die Wand mit unharmonischem, barschem, kreischendem Ton.

Ein kalter, dumpfig riechender Hauch war's, der uns aus dem ach! so schmalen dunklen Gange entgegenkam und es durchschauerte mich wie mit plötzlicher, mächtig auf mich einstürmender Furcht, diesen Weg zu betreten, der vielleicht in unser beider sichere Gruft führte — und in dem finstern Schlunde stand wieder die Gestalt Donna Yolantas, weiß und leuchtend, und winkte uns, ihr zu folgen — wohin? Marino hatte wohl auf meinen bleichen Wangen gelesen, was mich durchzog.

„Bleib' oben, Ruth," sagte er. „Die Tür hier bleibt ja offen, und ich werde rufen, falls ich dich brauchen sollte!"

Nun strömte aber alles Blut wieder zurück in mein Gesicht.

„Zweimal hast du mich heut schon mutig genannt — soll ich jetzt plötzlich feig sein?" fragte ich, aber meine Stimme schwankte.

„So nimm eine Kerze und folge mir," erwiderte er und betrat als erster den Gang, in dem Donna Yolanta uns, deutlich sichtbar trotz des durchdringenden Lichtes der Acetylenlaterne, vorausschwebte.

Zwanzig Schritte waren es bis zu dem Beginn der Treppe, doch diese schien keine Gefahr zu bergen; denn sie war aus sehr solidem Maurerwerk, steil und schmal wie eine Leiter, aber die Stufen immerhin noch breit genug, daß man den Fuß mit ziemlicher Sicherheit darauf setzen konnte. Die wohl immer zwei Meter betragende Höhe des Ganges, beziehungsweise des Treppenhauses war durch eine gewölbte Decke gestützt und sah durchaus fest und solide aus. Ja, unsere Altvorderen bauten anders als man die Kartenhäuser von heutzutage zusammenpappt, und wenn nicht einst der Grund weicht, in den die Lärchenpfähle eingerammt sind, welche die Stadt Venedig tragen, dann wird diese mit ihren Palästen alles überdauern, was die neuere Architektur geschaffen. Mit der Wahrnehmung dieses soliden und sicheren Weges schwand wieder ein Teil der plötzlichen törichten Furcht, die mich befallen, trotzdem aber schlug mein Herz lauter, je tiefer wir stiegen. Mit einem Male blieb Marino stehen und deutete auf eine hölzerne Pforte links an der Treppe.

„Das ist der Weg zum Archiv," sagte er, an den rostigen Federn herumtastend, welche daran sichtbar waren. Aber sie versagten und es schien, als ob ein Öffnen nur durch Gewalt zu erzwingen gewesen wäre.

Und weiter stiegen wir herab, immer geführt von dem lichten Schatten der Donna Yolanta, und dieser verschwand, zerfloß urplötzlich, als wir uns vor der Pforte

befanden, hinter der das ganze grauenvolle Geheimnis ihres Todes sich nach Jacopo Nanis Aufzeichnungen befinden mußte. Die Mauernische zur Rechten war da und der Schlüssel lag auch darin, doch das Schloß wollte ihm anfangs nicht weichen und wenn Marino nicht ein so kräftiger Mann war, so hätten wir wohl unverrichteter Sache wieder abziehen müssen. Aber einmal war er zum Glück stark genug, mit beiden Händen den schweren Schlüssel herumzudrehen und dann hatte er sich auch, derartige Hindernisse voraussehend, mit einem kleinen Ölfläschchen versehen, aus dem er mittels einer Gänsefeder das Schloß ölte, sonst wären alle Mühen vergebens gewesen. Endlich aber wich der Schlüssel nach rechts — wie Jacopo Nani es gesagt, und die Tür ging langsam und schwerfällig nach innen auf.

Der gewölbte Raum, den wir betraten, war hoch und luftig — kein Moderdunst nahm ihm die gute, reine Atmosphäre, keine Feuchtigkeit trübte Wände, Boden oder Decke, und doch mußte er unter Wasser liegen, denn oben hörte man es glucksen und an die Wand schlagen — erst viel, viel später entdeckten wir, daß der Keller seine Luft durch eine eigene Esse bezog — eine sinnreiche Vorrichtung, da der Raum ursprünglich wahrscheinlich dazu bestimmt war, Papiere und Pretiosen zu bergen, welche der Feuchtigkeit nicht ausgesetzt werden durften. Doch, wie gesagt, das haben wir erst später entdeckt, denn als wir in jener Nacht den Raum betraten, sahen wir zunächst nichts, als einen ausgebreiteten schwarzen, pelzverbrämten, sehr weiten Radmantel, der auf dem Boden lag und unter dessen kostbarem figurierten Samt wir die Konturen eines ausgestreckten Körpers vage aber doch unzweideutig genau unterschieden. Über den Säumen des wunderbar gut erhaltenen Mantels — so gut erhalten, daß man sich fragen mußte, ob es möglich sei, daß vier Jahrhunderte darüber hinweggehen konnten, ohne ihm etwas anzuhaben, quollen rostbraune Flecken hervor, die sich in strahlenförmig auslaufenden Rinnen verloren, Flecken, denen einen Namen zu geben, ich mich schaudernd scheute — —

Marino hate die Laterne auf einen Tisch gestellt, der an der Wand stand und ich trat herzu, meine Kerze daneben zu stellen und dabei stieß mein Fuß an einen harten Gegenstand — es war ein breites, gutes Schwert mit Kreuzgriff, das mit großen Rostflecken bedeckt am Boden lag. Marino hob es auf und legte es schweigend auf den Tisch und ich zog einen Schemel, der dicht neben dem verhüllten Etwas unter dem Mantel stand, näher, um mich, einem Gefühl der Schwächeanwandlung nachgebend, darauf zu setzen, doch Marino zog mir den Schemel sanft aus der Hand.

„Nicht hier." sagte er mit gedämpfter Stimme, wie man in einer Gruft spricht. „Dort jene Truhe ist gut zu Sitzen — erinnere dich, was Jacopo Nani von diesem Schemel berichtet —"

Ich nickte, mit einem halb scheuen Blick auf das kleine unscheinbare Möbel und ließ mich auf der niedern, länglichen Truhe nieder, die neben dem Tisch an der Wand stand. Marino aber kniete, mit dem Rücken mir zugewandt, neben dem Mantel nieder und hob vorsichtig einen Zipfel desselben in die Höhe. Ich sah nicht, was er sah, aber ich fühlte nach einer Weile das Schweigen unerträglich schwer auf mir lasten.

„Marino!" rief ich leise, gepreßt.

Da erhob er sich und wandte sich nach mir um — sein liebes, schönes Gesicht war ernst, sein Auge feucht.

„Jacopo Nani hat die volle Wahrheit berichtet," sagte er. „Dort, unter jenem Mantel ruht sie, die arme Donna Yolanta, wunderbar erhalten, fast noch kenntlich. Welche Natureinflüsse das möglich gemacht, kann ich noch nicht erklären, die eigentümlich frische Luft in diesem Raum hat wohl das scheinbare Wunder bewirkt. Was mir zu tun bleibt? Das einfachste wäre wohl, diesen Raum abzuschließen und die Zugänge dazu zu vermauern oder zu vernageln und diese Überreste unberührt ruhen zu lassen bis — ja, bis die Zeit mit diesem Hause auch sie begräbt. Aber die beschwörenden Worte Jacopo Nanis und die wunderbare Erscheinung des armen gemordeten Wesens in diesem Hause gebieten

mir, den Leib in der geweihten Gruft der Spada nach dem Ritus der Kiche beisetzen zu lassen. Das kann wohl in aller Stille durch den Parroco der Kirche von San Polo, in deren Krypta die Spada ruhen, unauffällig geschehen; aber wie diese irdischen Überreste hinausschaffen, ohne daß Venedig von diesem unheimlichen Funde wiederhallt und zu der unseligen Geschichte noch haarsträubende Details dazu lügt? Zweifellos wird die Natur ihr Recht fordern und zu Staub wird zerfallen, sobald diese Reste der Luft ausgesetzt würden, aber von hier müssen sie doch in einem ihrer Größe entsprechenden Behältnis fortgeschafft werden. Wie und durch wen es herabschaffen? Komm' jetzt hinauf, Ruth, das alles muß morgen reiflich überlegt werden."

Ich hatte mich erhoben und tief erschüttert auf das verhüllte Etwas am Boden hingeschaut. Nun aber fiel mein Blick auf die Truhe, auf der ich gesessen, — schmal war sie wohl, aber sie war lang und mit einem starken damastenen Stoff überzogen, hatte Handhaben an den Schmalseiten, aber seltsamer Weise kein Schloß. Auf diese Truhe zeigte ich und Marino verstand mich sogleich. Er hob den Deckel in die Höhe ohne jedes Hindernis — die äußerlich so kostbar umhüllte Truhe war nichts als ein einfacher, leichter Blechkasten, bestimmt zur Emballage und Konservierung von Schriftstücken, von denen einige den Boden bedeckten. Wir räumten die vergilbten Rollen heraus und legten sie einstweilen auf den Tisch und dann sahen wir einander an.

„Gewiß," sagte ich auf die stumme Frage von Marinos Augen, „gewiß, ich helfe —"

„Aber — — —"

Statt aller Antwort bückte ich mich und erfaßte den Zipfel des Mantels, Marino hob den andern, und so erblickten wir gleichzeitig, was mehr denn vier Jahrhunderte verborgen gelegen, ungeahnt und ungeahndet, wie so viele Taten — — ach Gott! Ich werde nie diesen Anblick vergessen! Nicht etwa, weil er so furchtbar oder grauenhaft war, vielmehr war er rührend, herzbewegend, und ich habe geweint wie ein Kind angesichts dieser

kaum mittelgroßen Gestalt, die zusammengesunken, wie sie gekniet, mit ausgestreckten Armen auf dem harten, kalten Fußboden lag, das Antlitz und den Hals bedeckt von den völlig erhaltenen goldblonden Haaren, in denen die Juwelenspangen funkelten in dem weißen Licht unserer Laterne. Und zu denken, daß dieses Geschöpf dem Ehrgeiz zum Opfer fallen gemußt, daß ein Mensch, der eigene Gatte, imstande war, den tötlichen Streich zu führen — was gab und gibt es doch für Tragödien in der Welt, von denen wir keine Ahnung haben! Und unsere Dichter tüfteln und klügeln sich Stoffe aus für ihre realistischen Dramen und sehen die nicht, welche sich vordem und jetzt abgespielt und entwickeln, und wenn sie auf einen Stoff stoßen, wie die Tragödie der Donna Yolanta, dann gehen sie achselzuckend daran vorbei, denn was sich wirklich zugetragen, das wirkt allzu „unnatürlich".

Marino und ich brachten es mit großer Mühe zuwege, den schwarzen Mantel unter die liegende Gestalt zu schieben, da er nicht wagte, diese selbst zu berühren, aus Furcht, sie möchte unter seinen Händen zerfallen. Und in der Tat, wo unsere Hände den Stoff des einst weißen, jetzt aber rostbraun gefärbten Nachtgewandes berührten, da schwand er vor unseren Augen. Ich habe bei der Arbeit treulich geholfen mit vor Mitleid überquellenden Augen, nur als es galt, das blonde Haupt aufzuheben, da wendete ich mich ab und überließ Marino es zu tun. Dann aber legten wir die leichte, mit dem Mantel ganz umhüllte Bürde zusammen in die Truhe, und als wir den Deckel geschlossen, da knieten wir, einem Gedanken, einem Impulse gehorchend, davor nieder und beteten ein kurzes Gebet — — —

Ehe wir dann den Raum des Todes verließen, bückte sich Marino und hob einen funkelnden Gegenstand vom Boden auf — es war die eine der Haarspangen, welche sich, lange schon, vielleicht im Augenblick da das arme Haupt gefallen, aus den blonden Haarwellen gelöst hatte. Er sah den blitzenden Schmuck in seiner Hand an und dann mich — und steckte die Spange

dann in die Brusttasche seines Rockes, ergriff das Schwert auf dem Tische mit der einen und die Laterne mit der andern Hand, und schweigend traten wir den Rückweg an. Oben in der Stanza d'oro angelangt, brachte Marino das Paneel wieder in Ordnung und mit einem leisen: „Gute Ruh!" meine Hand küssend, verließ er mich — — — draußen vom Turme von San Polo aber schlug es drei Uhr. Da fing es an mich zu frösteln und eilig suchte ich mein Bett auf, aber ich lag lange wach und die Bilder des Jüngsterlebten zogen lebhaft und deutlich noch einmal an mir vorüber, — das Ungewöhnliche, Aufregende, Erschütternde dieser letzten Stunden scheuchte den Schlaf von meinen Augen, aber über allem, was ich im Palazzo Spada gesehen, erlebt und durchgemacht, triumphierte doch zuletzt siegreich der herrliche Gedanke: „Du hast ein treues Herz gefunden, du bist im Hafen!" — Und mit diesem seligen Gefühle schlief ich ein, als schon der Tag sich durch die seidenen Stores in das Zimmer stahl, in welchem Donna Yolanta ihren letzten, unschuldigen Traum geträumt. — — —

— — — — — — — — — — — —

Zehn Uhr war's, als ich wieder erwachte mit schweren, brennenden Augen und schmerzendem Kopf und ich brauchte eine Weile, meine Gedanken zu sammeln. Was hatte ich auch alles erlebt in der letzten Nacht — kein Wunder, daß die mißhandelten Nerven sich nun rächten. Zwar, die Kopfschmerzen wichen einer kräftigen, kalten Dusche, aber in mir zitterte und vibrierte doch jeder Nerv und fast hätte ich einer unbezwinglichen Lust zu einem Tränenstrom nachgegeben, wenn nicht wieder der Gedanke an Marino warm, belebend und erquickend auf mein erschüttertes Gemüt gewirkt hätte.

Beim Frühstückstisch fand ich ihn natürlich nicht mehr vor, dafür aber eine herrliche Rose auf meinem Teller mit einem italienischen Vers auf einem Zettel daneben:

„Ruth heißt hebräisch Rose, — sieh', es blühte
Mir unversehens auf eine Rose,
Wo ich nur Dornen gesehn. Heil dir, Rose,
Heilig will ich dich halten mir im Gemüte."

Das war ungefähr der Sinn des Verses und er erfüllte mich mit so unsäglichem Glücksgefühl, daß ich fast wieder meinen überreizten Nerven nachgegeben und geweint hätte — vor lauter Glück! Doch die Schule der Abhängigkeit lehrt vor allem Selbstbeherrschung und mit dem bereits Erlernten zwang ich den heißen Quell abermals zurück. Mein Kopf verlangte frische Luft und so setzte ich mich alsbald in die Gondel und ließ mich zum Lido rudern, von wo ich mit etwas Verspätung zum Lunch zurückkehrte — sehr gegen mein besseres Wollen, denn ich bin eine zur Pünktlichkeit veranlagte und erzogene Natur. Marino kam aber noch später als ich, denn er betrat das Speisezimmer, als ich schon mit dem etwas verzögerten ersten Gange fertig war. Da uns Danieli unter Attilios Assistenz aufwartete, so war unsere Begrüßung natürlich nur eine ganz formelle, doch da wir deutsch sprachen, so brauchten wir uns in dieser Hinsicht keinen Zwang anzutun. Ich dankte ihm für seinen Rosengruß am Morgen und erzählte von meiner erfrischenden Fahrt nach dem Lido, worauf er meinte: „Das ist schade, daß du diesen Ausflug heute schon gemacht hast, denn nun müssen wir für heut nachmittag etwas anderes aussuchen. Ich muß dich nämlich bitten, mir das Feld zu räumen bis zum Ave Maria. Ich habe heut morgen mit dem Parroco von San Polo gesprochen und ihm von unserer Entdeckung erzählt. Der würdige Herr war sehr ergriffen und hat mir versprochen, nicht nur unter strengster Geheimhaltung die sterblichen Überreste Donna Yolantas in der Gruft der Spada heute noch beizusetzen, sondern mir auch zur Fortschaffung derselben behilflich zu sein. Zu diesem Zwecke wird er heute nachmittag hierherkommen und wir werden hinabsteigen in den geheimen Raum, wo Padre Agostino jene armen Reste erst einsegnen wird. Dann werden wir die Truhe herauf — und möglichst unbeachtet bis in das Archiv schaffen, was nicht schwer sein dürfte, da wir durch den

alten Teil des Palastes über eine wenig benutzte Treppe dorthin gelangen können. Einmal dort angelangt, ist die Sache ganz einfach, denn dann rufe ich Leute und gebe den Befehl, die Truhe, die wir erst verschnüren werden, zu Padre Agostino herüberzutragen durch die Calle auf dem Landwege, wobei wir beide mitgehen. Ist die nicht schwere Last erst in der Sakristei deponiert, dann schaffen wir beide sie gleich herab nach der Krypta und setzen sie still und verborgen hinter den Sarkophagen der della Spada bei — ist das Gitter erst wieder mit dem Schlüssel geschlossen, von dem nur der Geistliche und der Marchese selbst je einen Schlüssel besitzen, so ist das Eindringen Unberufener ausgeschlossen. Unten in der Gruft wird aber die Beisetzung unter katholischem Ritus erfolgen, wobei ich selbst dem Padre ministrieren werde."

Ich freute mich von ganzem Herzen dieses Arrangements, das der armen Seele die Erfüllung ihres dringendsten Wunsches, dem seit langer Zeit unbegrabenen Leibe aber die endliche Ruhestätte geben sollte, und erkundigte mich lebhaft nach der Meinung des würdigen Padre in dieser Angelegenheit.

„Nun," meinte Marino, „er kann sich dem Zeugnis der Lebendigen nicht verschließen, — was wir gesehen, sahen Generationen vor uns, und soweit es eine Erklärung dieses Rätsels geben kann, liegt sie in den Aufzeichnungen Jacopo Nanis. Hat diese, verbunden mit unserer Auffassung, recht, so wird Donna Yolanta von heute ab weder im Palazzo Spada noch sonstwo mehr erscheinen, und das hat sie und die Familie in erster Linie dir zu danken, meine mutige Ruth!"

Ich wollte dieses Lob abwehren von mir, aber er fügte sehr bestimmt hinzu:

„Nein, es ist so. Was dich anfangs geleitet, mag Instinkt, Bestimmung oder sonst sein, wie man es nennen will, — was du heute nacht getan, wird dir sobald kein anderes Mädchen oder Frau nachtun —"

„Ich stieg mit herab, weil die Angst um deine Sicherheit mich oben umgebracht hätte," wendete ich ein.

„Und das andere? O Ruth, wer hätte an deiner Stelle wohl jene traurigen Reste berührt? Dazu gehört jener Mut, der seinen Ursprung in dem großen, hehren Gedanken der allumfassenden Nächstenliebe hat, die uns das Gebot gegeben „die Toten zu begraben". Wie viele in unsern geordneten Kulturverhältnissen wird es geben, welchen überhaupt die Gelegenheit geboten wird, dieses Gebot christlicher Nächstenliebe zu erfüllen und wie viele würden nicht zurückschrecken, wenn ihnen die Gelegenheit wie dir heute nacht, entgegentritt, zurückschrecken umsomehr, wenn ihnen der Tod in dieser unheimlichen, gewaltsamen Form entgegentritt! Mach' dein Verdienst nicht kleiner, als es ist, — in meinen Augen ist es riesengroß und ich preise mich glücklich, dich in allem so gefunden zu haben, wie ich es in dir gesucht und erwartet. Doch unsere Zeit hier ist um — Danieli deutet an, daß unser Mahl beendet ist. Auf Wiedersehen denn heute abend — — ist erst der Zweck dieses Tages erfüllt und dann Yolanta zur ersehnten Ruhe gebettet, dann wollen wir von uns und unserer Zukunft reden, nicht wahr?"

Dankbar, aber stumm reichte ich ihm die Hand, und eine halbe Stunde später saß ich wieder in der Gondel und ließ mich hinausrudern nach dem Canal Grande, hinüber nach San Giorgio und zur Giudecca nach dem Redentore, aber ich war heute nicht bei der Sache und froh, als die trübe Dämmerung hereinbrach und ich beim vielstimmigen Klange des Ave-Läutens zurückkehrte nach der Ca Spada.

Zögernd nur stieg ich nach oben — war alles, alles geschehen? Es begegnete mir auf dem weiten Wege keine Seele, denn Danieli hatte mir unten aus der Gondel geholfen und Attilio ihm assistiert, Formosa hatte mir mit einem Knix gesagt, daß oben alles erleuchtet sei und war auf meine Versicherung, daß ich keine Wünsche hätte und ihre Dienste nicht brauchte, zu ihrer Großmutter zurückgekehrt, die ich durch die halboffene Tür spinnend am Kamin sitzen sah. Im Korridor des ersten Stockwerkes aber trat mir Marino entgegen und bat mich freundlich, aber mit tiefem Ernst, ihm in

ein Zimmer zu folgen, in welchem er ein paar Wachskerzen entzündet hatte — eins der Prunkgemächer in der langen Flucht der Paradezimmer.

Schnell trat ich herein und sah ihn fragend an.

„Es ist geschehen," sagte er mit gedämpfter Stimme. „Wir haben sie zur Ruhe getragen und nun schläft sie, christlich beigesetzt, in der Familiengruft der della Spada entgegen dem Tage des Gerichts, der ihren Mörder zur Rechenschaft ziehen wird. In unser beider Namen aber habe ich einen großen Strauß duftender Rosen auf ihren improvisierten Sarg gelegt — es sind die ersten Blumen, die der Toten gespendet wurden."

Mit überströmenden Augen und Herzen trat ich einen Schritt näher und reichte Marino die Hand, doch sank sie sogleich wieder herab, denn zwischen mir und ihm stand in diesem Augenblicke in leuchtender Weiße die holde Gestalt Donna Yolantas, ein strahlendes Lächeln auf den reizenden Zügen, die Hände ausgebreitet, als wollte sie uns umarmen.

„Marino," flüsterte ich, „Marino, siehst du's —?"

„Ich sehe," flüsterte er zurück und unwillkürlich sank ich in die Knie, da auch er das seine beugte. Ich sah, wie die Erscheinung ihre Rechte auf seinen Kopf legte und fühlte es wie einen Hauch über den meinen gehen, und wie ich emporsah, da beugte sie sich über mich mit ihrem seligen Lächeln und nickte mir zu und grüßte Marino und war verschwunden.

„Sie ist zur Ruhe gegangen und wird nie mehr wiederkommen," sagte ich laut und froh, und dann reichten wir uns stumm die Hände und ich ging hinauf in mein Zimmer, weil mir das Herz zu voll war, um über Irdisches jetzt zu reden und wäre es auch zehnmal das eigene Glück. Donna Yolanta aber ward von dieser Stunde an nie und von keinem Menschen mehr in der Ca' Spada gesehen.

* * *

Damit wäre ja nun eigentlich mein Bericht von der Tragödie aus dem alten und dem Mysterium aus dem

modernen Venedig beendet und ich könnte mich, unter der Aufforderung, daß ein Jeder sich das Seine denken sollte, der Gunst des Lesers als glückliche Signora Marino Marino empfehlen, aber, die eben geschilderten wunderbaren Tage im Palazzo Spada hatten für mich ein Nachspiel, das noch vielmehr des Wunderbaren für mich enthielt und den eigentlichen Schlußstein bildet für das Mysterium, das in unserer nüchternen Zeit fremdartig und ehrfurchtgebietend hineinragt, wie ein Mene tekel, daß sich eben nicht alles mit dem Verstande erklären läßt.

An demselben Abend, da Donna Yolantas sterbliche Reste zur ewigen Ruhe beigesetzt waren und ich hinabging zur Pranza, freute ich mich des nachfolgenden Gespräches mit meinem Verlobten. Was unsere Herzen sich zu sagen hatten, war an diesem Tage, war von dem Augenblick an in den Hintergrund getreten, da wir den geheimen Gang betraten, doch nun forderte unser junges Glück sein Recht und meine Seele hungerte nach den Luftschlössern für unsere Zukunft. Ob du das verstehst, lieber Leser? Stelle dich dir selbst vor, auf der See allein umhergetrieben in nur von deiner schwachen Kraft gesteuertem Kahn, und denke dir, du erblickst endlich einen starken, sicheren Hafen, bereit dich zu empfangen. Das war meine Lage, doch der Name „Hafen" allein machte es nicht bei mir, denn um die „Versorgung" hätte ich keinen Finger gerührt — — mein ganzes Herz aber stand hier in Frage und wer mir gesagt hätte, es gäbe glücklichere Menschen als mich, den hätte ich einfach ausgelacht.

Hohe Luftschlösser erwartete ich nicht — irdische Besitztümer brauchte ich nicht als Mitgift — was mein Koffer enthielt war alles, was ich in der weiten Welt besaß und ich gab mich nicht einen Augenblick dem Wahne hin, daß Marinos Einnahmen uns zu Luxus und Überfluß berechtigen würden und da auch er, wie ich, in abhängiger Stellung war, so konnte er kaum zinstragende Reichtümer besitzen. Aber vielleicht konnte er seine sicher eminenten Fähigkeiten besser verwerten als

im Dienste eines Privatmannes, mochte derselbe auch zehnmal venezianischer Patrizier sein und drei Dogen unter seinen Ahnen zählen.

Jawohl, es soll sich nur einer auf etwas freuen! Im Speisesaal sah ich nur e i n Kuvert auf dem Tische und neben meinem Teller ein verschlossenes Billett mit meiner Adresse in großer, energischer Handschrift.

Ernüchtert, enttäuscht, fröstelnd plötzlich vor Müdigkeit öffnete ich das Briefchen und las:

„Dringende, unaufschiebbare Geschäfte führen mich
„von Venedig fort, für vielleicht mehr als zwei Tage.
„Sitze in dieser Zeit nicht zu viel im Hause, meine
„Ruth, sondern suche die frische Luft, damit sie Dir
„die rosigen Wangen wiedergibt, die ich heute in
„Deinem lieben, schönen Gesicht schmerzlich vermißt.
„Es sehnt sich nach der Stunde des Wiedersehens
Dein
Marino."

Es ist lächerlich, nicht wahr? Aber ich war entsetzlich enttäuscht, unglücklich fühlte ich mich, verlassen, vereinsamt, gewissermaßen hinausgestoßen in die Nacht. Ich würgte von dem mir servierten tadellosen Diner ein paar Bissen herunter, und nachdem ich noch im Salon eine Stunde rastlos herumgesessen, ging ich in meine Zimmer und legte mich zu Bett und kam mir schrecklich elend und vereinsamt vor.

Am nächsten Morgen war das alles schon besser. Die Sonne leuchtete warm und freundlich in mein Zimmer und verjagte alle diese törichten Gedanken und die Vernunft redete mir zu und sagte mir, daß, wenn ein Mensch eben in Abhängigkeit ist, er auch nicht selbst über seine Zeit verfügen kann, und daß Marinos Abreise darum auch gar nichts sei, worüber ich mich aufzuregen hätte. Und ich regte mich auch nicht weiter auf, sondern verbummelte sehr vergnügt den Morgen auf dem Markusplatze, machte nachmittags eine Spazierfahrt und ergötzte mich bis zur Pranza in der Bibliothek. Dort fand ich auch auf einer mächtigen Rolle den Stammbaum der

della Spada aufgezeichnet, auf dem ich mir „meine" Donna Yolanta heraussuchte. Ihr Tod war im Jahre 1491 „unbekannten Datums" „wahrscheinlich zu Smyrna" eingetragen; ihr Gatte und Mörder, der Erzschelm Michele war 1506 gestorben und in zweiter Ehe 1500 vermählt mit einer Markgräfin von Montferrat. Neun Jahre schien er demnach noch gefreit zu haben um seine königliche Muhme. Cateria Cornaro, bis er zu der Erkenntnis kam, daß sie seinetwegen den fruchtlosen Kampf um die Krone mit der mächtigen Republik nicht aufzunehmen gedachte — oder hat sie etwas geahnt von dem rätselhaften Verschwinden der Donna Yolanta?

Die Markgräfin von Montferrat — sie hieß auch Yolanta und muß mit ihrem Namen ihm stets ein furchtbarer Mahnruf ins Gewissen gewesen sein — hatte ihm einen Sohn und zwei Töchter geschenkt, von denen eine im Kloster gestorben, die andere einen Dogen von Venedig geheiratet, und der Sohn hatte das Geschlecht der Spada fortgepflanzt. Es ging mich ja eigentlich nichts an, aber ich freute mich, daß Michele Spada zu früh gestorben, um Einfluß haben zu können auf die Erziehung seines Sohnes, der im hohen Alter starb und nach seinem Schwager den Dogenthron bestieg. Ja, es war doch ein großes, mächtiges Geschlecht die della Spada, und wenn der Schatten Donna Yolantas nicht ihren Glanz verdunkelt hätte — — ja, wußte ich's denn, ob dies der einzige Schatten war?

Der folgende Tag ging auch noch leicht genug hin, denn ich ließ mir von Danieli die Familienbilder erklären, was er mit einem Genuß besorgte, der mich erkennen ließ, daß ich damit seine schwache Seite getroffen. Nein, was konnte der Mann von der Chronik dieses Hauses auswendig! Ich ließ mir von ihm Michele Spadas Bildnis, gemalt von Bordone, zeigen — eine Kavaliersgestalt, schön wie Luzifer, aber mit kalten, harten, grausamen Augen und einem Zug um den schönen, lächelnden Mund, der nichts Gutes verhieß. Vor Donna Yolantas vielschönem Bildnis sah ich den guten Danieli einen harten Kampf kämpfen, ob er mir von ihrem

irrenden Geist erzählen sollte oder nicht — aber ich gab ihm, moralisch sozusagen, Zucker, und er erlag der Versuchung. Ich ließ mir die Sache erzählen, ohne ein Wort zu sagen, aber zuletzt hielt er's doch nicht mehr aus und er wagte stockend und sich entschuldigend die Frage, ob ich sie gesehen, und gestand mir dazu, daß dies seit meiner Ankunft das stehende Gespräch „unten", d. h. in der Dienerregion sei. „Und," setzte er geheimnisvoll hinzu: „und meine gute Frau besteht darauf, daß die Signorina die Erlöserin Donna Yolantas ist! Sie ist Hellseherin, meine gute Frau, und hat vieles vorausgesagt, was eingetroffen ist, aber in den letzten Jahren ist sie doch etwas konfus geworden und redet oft Sachen, die man sich nicht zusammenreimen kann. „Die blonde Herrin ist gekommen, die den Geist zur Ruhe und den Palazzo Spada zu neuen Ehren bringen wird," — das ist's, was sie unablässig ausmalt — — mögen ihr die Signorina die Dreistigkeit verzeihen, aber wenn der Geist über meine gute Frau kommt, dann redet sie, ohne ihre Worte zu wägen. Sie sagt, die Signorina sehe die Madonna Yolanta, aber die Formosa, das dumme Ding, und Attilio, der Lümmel, behaupten, die Signorina hätten nichts gesehen, weil Sie vor Schreck und Furcht nicht gleich den Palazzo verlassen hätten; doch das junge Volk redet, wie es die Sache versteht — man darf das dem Grünzeug nicht übelnehmen!" —

„Lieber Signor Danieli," erwiderte ich, „ob und was ich im Palazzo Spada gesehen, darüber halte ich mich nicht für befugt, eher zu reden, ehe ich nicht die Freiheit dazu habe. Eins aber kann ich Ihnen heute schon sagen: Die Donna Yolanta wird keinen Menschen mehr durch ihr Erscheinen beunruhigen!" —

Mein ruhiger, sicherer Ton verfehlte seine Wirkung nicht, — der alte Majordomo sah mich mit fast ehrfurchtiger Scheu an.

„Sie hat wieder Recht gehabt, die Assunta! Dio mio, Dio mio," murmelte er vor sich hin.

Trotz des angenehmen Gefühls, Aufregung in die unteren Regionen gebracht zu haben, war ich doch froh,

als der Tag um war. Ich hatte auf ein paar Zeilen Marinos gerechnet, das hatte ich, ja — und daß nichts, kein Wort von ihm mich erreichte, das machte mich unruhig. Hätte ich's nur wenigstens gewußt, wohin er reisen gemußt! Zwar, ich hätte Danieli ganz gut danach fragen können, aber da Marino selbst nichts darüber geschrieben, widerstrebte es mir, bei den Dienstboten Informationen zu holen. Und so schwieg ich.

Der dritte Tag, den ich allein war, ging auch hin ohne Nachricht, ohne ein Lebenszeichen, trotzdem ich nicht wagte auszugehen oder zu fahren, um keine etwa eintreffende Botschaft zu versäumen. Ich hatte am Nachmittag gelesen, bis das Tageslicht erlosch und den melodischen Klängen des Ave-Läutens in der Dämmerung gelauscht und wollte mir eben die Lampe anzünden, als Formosa wie ein Pfeil in mein Zimmer schoß.

„Signorina! Signorina!" rief sie atemlos, „die Frau Marchesa ist angekommen und läßt die Signora in den Salon bitten!" —

Die Marchesa! Und so plötzlich, so ganz unangemeldet! Ich machte mich hastig ein bißchen „hübsch" und eilte dann, nicht ohne etwas Herzplopfen, hinüber in den Salon, wo Formosa schon wieder an einem hastig gerichteten Teetisch stand und eine schöne, alte Dame mit krausem, schneeweißem Haar sich bei meinem Erscheinen aus dem Sessel erhob, in dem sie gesessen. Aber wo um alles in der Welt hatte ich diese Dame schon gesehen? Sie hatte etwas so bekanntes für mich in dem Blick ihrer schönen, dunklen Augen, besonders aber in dem reizenden Lächeln, mit dem sie mich begrüßte, daß es mich ganz verwirrt machte.

„Ah — also Sie sind Fräulein von Geroldsau!" rief sie mir entgegen. „Das war eine böse Sache, die mich verhinderte, Sie schon in Triest zu begrüßen, nicht wahr? Nun, Gottlob, meine arme Tochter ist außer Gefahr, — ich bin so froh und dankbar für diese günstige Wendung! Wissen Sie, Fräulein von Geroldsau, daß Sie ganz anders aussehen, als ich Sie mir gedacht habe, und Sie haben mir eine höchst angenehme Enttäuschung bereitet!

Formosa, du kannst gehen, mein Kind — die Signorina wird gewiß die Güte haben, den Tee zu bereiten!" —

Formosa verschwand knixend und ich übernahm mein Amt am Teetisch, ganz angeheimelt durch die freundliche Art der Marchesa und ganz unter dem Eindruck stehend, als hätte ich sie längst gekannt. Sie plauderte von ihrer Reise — daß sie in Triest übernachtet und sich eigentlich hätte anmelden wollen, es doch aber schließlich gelassen hätte, daß die Ca' Spada gewissermaßen eine terra incognita für sie sei, da sie so schrecklich lange nicht in Venedig gewesen, und als ich während all dem den Tee bereitet und ihn serviert hatte, da sagte sie:

„Aber nun setzen Sie sich zu mir, liebes Fräulein, und lassen Sie uns plaudern und sagen Sie mir nur immer, wenn ich das Deutsche nicht richtig ausspreche oder grammatikalische Schnitzer mache!"

Ich setzte mich auf den bezeichneten Stuhl, der ihr so vis à vis stand, daß das Lampenlicht voll auf mich fiel und sie mich genau ansehen konnte.

„Frau Marchesa sprechen das Deutsche so rein, daß ich wohl nur selten Gelegenheit finden werde, eine Korrektur anzubringen," meinte ich mit Überzeugung. „Ich wollte, ich spräche das Italienische halb so gut!" —

„Nun, da kann ich wieder einhelfen!," nickte sie mit ihrem gewinnenden Lächeln. „Sehen Sie, das ist mein Steckenpferd, die Meisterschaft im Deutschen! Ich denke sogar manchmal schon deutsch — und ehe man nicht in einer Sprache zu denken lernt, eher kann man nicht sagen, daß man sie beherrscht. Man muß alle die kleinen, alltäglichen Sachen ausdrücken können — mit dem schönen, erhabenen Deutsch der Goethe'schen und Schiller'schen Tragödien tut man es nicht allein! Das ist so, als ob Sie nur den Dante lesen könnten — damit allein können Sie in Italien verhungern! Va bene! Wir beide werden uns schon ergänzen, nicht wahr? Ich bin ein Mensch, der viel auf den ersten Eindruck gibt, und nach diesem gefallen Sie mir sehr, sehr gut! Ja, wirklich,

ohne Komplimente! Ich hoffe, wir werden lange beieinander bleiben!" —

Ich fühlte, wie sich mir heiße Glut über die Wangen goß, und mein Gewissen schlug mir gegenüber diesen gütigen, freundlichen Worten, die augenscheinlich gesagt waren, um mich heimisch zu machen.

„O, — Sie sagen dazu nichts, Fräulein von Geroldsau?" fragte die Marchesa mit freundlichem Bedauern, ohne Schärfe oder Tadel, aber wie jemand, der nicht erwartet hat, daß seine Güte mit Schweigen beantwortet wird, und dieser neue Beweis von dem gütigen Herzen dieser Frau löste mir die Zunge, und ich folgte mit Hintenansetzung eigener Interessen nur dem Impuls, der mir gebot, offen und ohne Rückhalt zu sprechen.

„Frau Marchesa," sagte ich leise, aber fest, „Ihre Güte rührt und überwältigt mich und erfüllt mich mit einer Dankbarkeit, die um so tiefer und echter ist, als ich noch nichts getan habe, Ihre Freundlichkeit zu verdienen. Und da halte ich es für loyal und pflichtgemäß, Ihnen ein Geständnis zu machen, das zu verschweigen mir wie ein Raub an Ihnen vorkommt —" —

„Das Ihnen aber trotzdem nicht ganz leicht zu werden scheint," fiel die Marchesa ein, als ich stockte. „Mein liebes Kind, vertrauliche Mitteilungen müssen auch erst verdient werden, und dessen dürfen sich meine paar warmen Worte Ihnen gegenüber wohl noch nicht rühmen. Wollen Sie mit Ihrem „Geständnis" nicht lieber warten, bis Sie das rechte Vertrauen zu mir gefaßt haben?"

Sie sah mich so freundlich, so lieb dabei an, daß es mir ganz warm um's Herz wurde.

„Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen, gnädigste Frau," sagte ich mit der ehrerbietigen Herzlichkeit, die ich wirklich für sie fühlte. „Und — ich hätte mir morgen erlaubt zu schreiben, wenn — wenn nicht alles so anders kam. Als ich Ihr Haus hier betrat, war mein Herz ganz frei und ich kannte selbst keinen besseren Wunsch, als Ihr Gefallen zu erwecken und recht, recht lange bei Ihnen bleiben zu dürfen. Aber da wollte es mein Ge-

schick, daß ich hier den Mann kennen lernte, der mein Herz zu beherrschen berufen war, und ich habe mich ihm, der Stimme meines Herzens folgend, verlobt."

So, nun war es heraus und ich atmete erleichtert auf.

„Nun, liebes Fräulein," sagte die Marchesa nach einer Weile, „da Sie selbst sicher sind, Ihr Glück gefunden zu haben, kann ich wohl nicht anders, als Ihnen gratulieren mit dem Bedauern, daß Sie mich in absehbarer Zeit wieder verlassen wollen. Indes, dagegen läßt sich eben nichts machen. Und wo, sagten Sie, haben Sie Ihren Verlobten kennen gelernt? O ja, hier in Venedig, — ich meine an welchem Ort? Auf der Piazza? Auf dem Lido? Im Giardino? Oder in einer Galerie?"

„O nein," antwortete ich harmlos, „genau genommen habe ich ihn zuerst in der Gondel kennen gelernt, die mich vom Bahnhof holte, aber eigentlich näher getreten sind wir einander doch hier, in der Ca' Spada!"

„Hier?" Die Marchesa richtete sich ein wenig auf und sah mich erstaunt an. „Ja, das ist ja ganz unmöglich — dürfte ich Sie um den Namen Ihres Verlobten bitten?"

„Es ist Doktor Marino, der Sekretär Ihres Herrn Sohnes, des Marchese della Spada!"

Die alte Dame schlug ihre beiden weißen, schönen Hände zusammen.

„Mein Gott," rief sie, „höre ich denn recht? Mein Sohn hat keinen Sekretär dieses Namens, er hat überhaupt seit Jahr und Tag keinen Sekretär mehr seit der letzte, der diesen Posten innegehabt — Bellini mit Namen — ihn auf recht ärgerliche Weise verlassen mußte."

Sie hielt ein, denn mein weißes Gesicht, aus dem jeder Blutstropfen gewichen war, mußte ihr wohl sagen, wie ich getroffen war. Eine eigne, wehtuende Kälte legte sich um mein Herz und mir war's, als spräche die alte Dame aus einer weiten, weiten Ferne.

„Ich weiß nicht, was ich denken soll," hörte ich sie fortfahren. „Und dieser — Doktor Marino hat sich

Ihnen tatsächlich als Sekretär meines Sohnes vorgestellt? Mein armes Kind, ich fürchte, ich fürchte, wir haben es da mit einem Impostor zu tun, der sich Ihnen unter falschen Angaben genähert —"

„Aber Danieli —" versuchte ich mit tonloser Stimme einzuwerfen.

Die Marchesa schüttelte mit dem Kopfe.

„O ja, wir müssen Danieli natürlich fragen," sagte sie, „aber ich fürchte, der Alte läßt sich sofort betören, wenn einer im Namen meines Sohnes kommt. Das ist eine sehr fatale Sache, sehr! Können Sie mir nicht eine Beschreibung machen, wie der — der Mensch ungefähr ausgesehen hat?"

Die furchtbare, eisige Hoffnungslosigkeit, die sich durch mein Herz geschlichen und mich für den Augenblick sprachlos gemacht, löste sich allmählich in ein schrecklich bittres Weh. Ich hatte kein Recht und keinen Grund, an den Worten der Marchesa zu zweifeln, denn sie mußte besser wissen als ich, ob ihr Sohn einen Sekretär hatte oder nicht, und was der Sache eigentlich schon vorher den Boden genommen, das war Marinos spurloses Verschwinden und daß ich seit drei Tagen ohne Nachricht von ihm war. Hatte mich vorher eine eisige Kälte gepackt, so wallte es jetzt heiß und glühend auf in meinem gequälten Herzen und hätte sich am liebsten in einer Tränenflut Luft gemacht, aber die einmal erlernte Selbstbeherrschung verläßt einen so leicht nicht mehr.

„Gnädigste Frau," sagte ich nach einem kurzen, aber gewaltigen Kampf mit mir, der seine Spuren leider noch in meiner schwankenden Stimme verriet, „ersparen Sie mir, ein Signalement zu geben, das Ihnen ja doch nutzlos ist, mir aber, für den Augenblick wenigstens, mehr wehe tun würde, als ich ausdrücken kann. Ihr Wort muß mir ausschlaggebend sein — machen Sie das Maß Ihrer Güte für mich voll, daß Sie das Thema auch für erledigt betrachten —"

„Wie könnte ich das, wenn ich doch mit Ihnen fühle," fiel die Marchesa ein. „Sie gehören meinem Haushalt an und es ist meine Pflicht, nachzuforschen, wer

sich unter dem Decknamen eines Doktor Marino und Sekretär meines Sohnes bei Ihnen eingeführt und Ihnen das Beste genommen hat: Ihr Herz! Sie müssen mir sagen, wie dieser Mann ausgesehen — etwa so?"

Und damit zeigte sie über mich weg in das Zimmer hinein.

Unwillkürlich wandte ich mich um und — und da stand er, Marino, im tadellosen Abendanzuge, den Chapeau claque unter dem Arm, die Gardenia im Knopfloch und in der Rechten einen Strauß blühender Rosen.

„Ruth!" sagte er nur mit seinem unwiderstehlichen Lächeln.

Aber die Reaktion war zu viel für mich — das Zimmer fing an sich um mich zu drehen und ich sah auf einmal nichts mehr.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in dem großen, bequemen Lehnsessel der Marchesa, die meine Stirn und Schläfen mit Eau de cologne wusch. und Marino rieb und küßte meine kalten, willenlos in den seinen liegenden Hände.

„Traum — nichts als ein Traum," murmelte ich.

„Nein, Wirklichkeit," sagte die alte Dame und streichelte mein Haar. „Armes Ding — was mache ich mir Vorwürfe mit meinem so schön erdachten Plane! Ja, sehen Sie ihn nur an, Ihren Doktor Marino — ein Impostor ist er doch, der schlechte Mensch. Zwar, genau genommen — er heißt Marino und ist Doktor der Philosophie, promoviert zu Bologna, und Sekretär ist er auch, aber bei sich selbst, denn eigentlich heißt er Marino della Spada, und schwer wie mir's wird, so muß ich doch bekennen, der nichtsnutzige Schlingel ist mein Sohn!"

Ich schloß die Augen, denn mir schwindelte.

„Ruth, kannst du mir verzeihen?" hörte ich Marinos Stimme dicht an meinem Ohr. „Sieh, anfangs hatte ich wirklich nichts weiter im Sinn, als unerkannt und ungesehen dem Rätsel der Ca' Spada nachzuforschen, und du kamst mir dazu eigentlich schrecklich in den Weg — ich verwünschte die Idee meiner Mutter, die dich grade hierher schicken mußte, und ich schwor dem ganzen

Personal hier im Hause, es verkehrt aufzuhängen, wenn jemand nur mit einer Silbe verriet, daß ich da war und wer ich bin. Und dann kam mir der Gedanke, auch vor dir weiter zu scheinen, wofür ich mich ausgegeben, denn da ich mir sehr bald schon gesagt: die oder keine! — da wollte ich doch auch erproben, ob der arme, abhängige Teufel Doktor Marino dieselben Chancen hatte, als der vielumangelte Goldfisch, Se. Exzellenz der Herr Marchese della Spada. Und, Gottlob, er hatte sie!"

„Jawohl," fiel die Marchesa ein, „aber Se. Exzellenz der Herr Marchese della Spada sind ein romantischer Querkopf und gar nicht würdig, daß vernünftige Menschen sich mit seinem Glück beschäftigen und Vorsehung bei ihm spielen wollen. Kommt dieser Mensch Hals über Kopf in Wien an und erklärt mir, er hätte sich verlobt — und mit wem? Mit meiner Gesellschafterin! Ja, ist denn dieser Mensch besessen? Wer soll mir denn nun mein Deutsch korrigieren? Und gerade, wo ich eine so nette, kleine, reichsunmittelbare Pinzessin für ihn ausgesucht hatte! Das Zeugnis kann ich mir aber selbst geben — wie eine Löwin habe ich für die von mir erwählte Schwiegertochter gekämpft, aber wie zwei Löwen kämpfte er für die, welche er ausgesucht und behauptete noch, die Sache ginge ihn mehr an als mich, und er wäre dabei der Ausschlaggebende. Es war nie im Leben etwas anzufangen mit diesem Manne, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt, und meine Tochter, die ja immer mit ihm gegen mich Front macht, sagte: ich sollte nur hübsch nachgeben, und sie hätte sich gleich gedacht, daß die Freude mit der deutschen Gesellschafterin nicht lange dauern würde, und schließlich wollten sie mir alle beide beweisen, daß unter Kaiser Karl dem Großen ein della Spada einem von Geroldsau die Stiefeln gewichst hat. So leichten Kaufes wollte ich meine Prinzeß aber nicht aus den Fingern lassen und ich sagte: Gut — ich will mir diese Ruth doch mal erst ansehen und wenn sie mir gefällt — aber sie wird mir nicht gefallen! Und da machte ich mir meinen Plan und habe damit den armen Wurm hier fast getötet! Und nun sehen Sie mich

einmal an mit Ihren lieben Augen, Ruth, und sagen Sie mir ganz aufrichtig: Wie gefällt Ihnen Ihre Schwiegermutter?" — —

— — — — — — — — — —

Aber jetzt ist meine Geschichte wirklich zu Ende und ich kann mich dem geduldigen Leser als Herrin der Ca' Spada definitiv empfehlen. Was ich in diesen Seiten erzählt habe, wird vielen zu wunderbar erscheinen, um von ihnen geglaubt zu werden — nun, damit kann es jeder halten wie er will, die Tatsache bleibt damit doch, und wer mir eine einigermaßen annehmbare Erklärung dafür geben kann, dem will ich gern mein Ohr leihen.

Die Ca' Spada, in welcher mein Mann und ich den größten Teil des Jahres zubringen, hat ihren Ruf als Stätte des Unheimlichen ganz eingebüßt und erfreut in ihrer heiteren Pracht manch lieben Gast an unserm Herd sogar für meine Schwiegermutter hat sie allen Schrecken verloren, und sie kommt nur zu gern, mich dort als Herrin walten zu sehen und vergöttert mich — Wunder über Wunder — als glückspendendes Element für ihren geliebten Sohn und — um die Wette mit der alten Assunta Danieli — als Erlöserin der Donna Yolanta.

Mit dieser treiben wir alle einen systematischen Kultus, wie ich gestehen muß. Das Zimmer mit ihrem Bilde ist in eine Art von Heiligtum umgewandelt, wo als Reliquien der schlichte Holzschemel und das Schwert Don Micheles aufbewahrt werden. Die geheime Tür in der Stanza d'oro ist geschlossen, doch dafür der Zugang vom Archiv aus aufgetan worden, und aus dem unterirdischen oder vielmehr dem Unterwasserraum, wo Donna Yolanta den Tod erlitt und über vierhundert Jahre unbestattet lag, ist eine reichgeschmückte Kapelle gemacht worden, in der ein ewiges Licht brennt und wo alljährlich ein Seelenamt gelesen wird zu ihrem Gedächtnis und für die ewige Ruhe Don Micheles und Jacopo Nanis.

Ich habe alles, was mein Herz begehrt an irdischen Gütern, und die Liebe meines Gatten würde versuchen, mir den Mond vom Himmel zu schaffen, fiele es mir ein, ihn zu begehren, aber mein liebster Schmuck unter all den Juwelen, die mir zur Verfügung stehen, ist doch die Spange, die sich aus Donna Yolantas goldigen Haaren gelöst und von Marino drunten gefunden wurde — er hat sie mir als Brosche zurecht machen lassen, und mir als erste Brautgabe geschenkt und so oft ich den leicht gebogenen Bügel aus rotem Golde, dicht besetzt mit tafelförmig geschliffenen Smaragden und Diamanten, betrachte, sehe ich im Geiste die rührende Gestalt vor mir, die er geschmückt, und sehne mich fast danach, sie wiederzusehen, die nun so ruhig schläft in der Krypta der Kirche von San Polo unter den Rosenkränzen und Blumensträußen, welche wir nie vergessen, auf ihrem improvisierten Sarkophage niederzulegen und zu erneuern, sobald sie welk sind.

Und damit endet, was ich zur Chronik der Ca' Spada zu sagen hatte — ist es nicht richtig, es „eine Tragödie aus dem alten und ein Mysterium aus dem modernen Venedig" zu nennen?

